

Rudolf Steiner und der menschheitliche Impuls Goethes

Zum Inhalt des Heftes

«Wenn man heute darauf aufmerksam macht, daß die Welt versäumt hat, sich mit Goethe zu befassen – das hat sie –, daß die Welt versäumt hat, irgendwie eine Beziehung zum Goetheanismus zu gewinnen, ja, dann geschieht das wahrhaftig nicht, um diese Welt auszuzanken, um diese Welt abzukanzeln oder abzukritisieren, sondern nur, um dazu aufzufordern, ein solches Verhältnis zum Goetheanismus zu gewinnen. Denn dieser Goetheanismus, fortgesetzt, bedeutet eben ein Hineinkommen in anthroposophisch orientierte Geisteswissenschaft. Und ohne anthroposophisch orientierte Geisteswissenschaft kommt die Welt aus der heutigen katastrophalen Lage nicht heraus. Man kann in gewisser Weise am sichersten anfangen, wenn man in die Geisteswissenschaft hineinkommen will, indem man mit Goethe anfängt.»

(Aus «Geschichtliche Symptomatologie»,
7. Vortrag, Dornach, 1. November 1918)

In seiner Autobiographie «Mein Lebensgang» (VI. Kapitel) schildert Rudolf Steiner, wie für ihn die Aufgabe, Goethes Naturwissenschaftliche Schriften herauszugeben, zweierlei in sich schloß, nämlich eine Auseinandersetzung einerseits mit der Naturwissenschaft, andererseits aber mit Goethes ganzer Weltanschauung.¹⁾ Zunächst ist es der Gedanke der Metamorphose, eine neue Wissenschaft vom Organischen, in der Rudolf Steiner die epochale Bedeutung der Goetheschen Naturanschauung gegenüber den starren Begriffen der dem Anorganischen verhafteten neueren Naturwissenschaft erkennt. Im ideellen Nacherleben der Umwandlung der Pflanze wird nach Rudolf Steiners Worten in der Seele der Vorgang nachgeschaffen, durch den die Natur die Pflanze real gestaltet. Und in der tierischen Gestaltung, so heißt es hierzu weiter, sieht Goethe eine Geistschöpfung, die noch nicht die Stufe erreicht hat, in welcher Geist als solcher lebt, wie es beim Menschen der Fall ist.

Von der Erkenntnis hat Goethe die Brücke zur Kunst geschaffen. Verschiedentlich zitiert Rudolf Steiner hierzu das Goethe-Wort: «Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben» (Sprüche in Prosa, 11. Abteilung). Er charakterisiert Goethe als «eine Persönlichkeit, die immer das, was bloß Erkenntnisverfassung der Seele ist, übergehen lassen will in das Kunstwerk».²⁾ Dem Geistesweg Goethes von der intuitiven Naturanschauung zur Kunst geht Rudolf Steiner insbesondere in einem seiner Dornacher Vorträge über «Geschichtliche Symptomatologie» nach.³⁾ Dieser Zusammenhang zwischen Naturanschauung und künstlerischem

Schaffen, so heißt es hier, macht Goethe zum «modernsten Geiste der fünften nachatlantischen Zeit». Rudolf Steiner spricht von der «ungeheuren Universalität», die sich bei Goethe darin ausdrückt, daß er auf verschiedensten Gebieten die Keime zu Großem gelegt hat.

Im weiteren Sinne ist alles, was als Blüte des mitteleuropäischen Geisteslebens vom Ausgang des 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts dagewesen ist, dem Goetheanismus zuzurechnen. Das schließt vor allem Lessing, Schiller, Herder und die deutschen Romantiker ein. Seinem Wesen nach stellt der Goetheanismus den polaren Gegensatz zum Jesuitismus dar. Dieser will das Gottesreich in das Weltliche heruntertragen und ihm die Gesetze des physischen Plans aufzwingen. Der Christus-Impuls wirkt nicht fort, sondern gilt als einmalige Offenbarung, aus der ein auf Autorität begründetes weltliches Herrschaftsverhältnis abgeleitet wird. Durch die systematische Ausbildung unterbewußter Suggestionen wird eine mächtige Kraft herausgebildet, die, wie Rudolf Steiner in diesem Zusammenhang sagt, «in ihren Dekadenzerscheinungen schon nachwirken wird in jener Zeit des Chaos, in die wir eintreten».⁴) Vom Religiösen her hat sich der Jesuitismus über andere Lebensgebiete ausgebreitet, insbesondere über die Schulwissenschaft, wo er als Autoritätsprinzip jede unbefangene freie Meinungsbildung ausschließen will.⁵)

Das Gegenteil strebt der Goetheanismus an. Er geht den geistigen Gesetzmäßigkeiten nach, die sich im Menschen selbst und in der Natur, im menschlichen Zusammenleben und im geschichtlichen Werden manifestieren. Diese Gesetzmäßigkeiten lassen sich nicht aus konfessionellen oder schulwissenschaftlichen Dogmen ableiten, sondern sie erschließen sich erst einem erhöhten, gereinigten Bewußtsein, wie es eben der Goetheschen Natur- und Weltanschauung zugrunde liegt. In einer solchen vergeistigten Betrachtungsweise wirkt der Christus-Impuls lebendig fort.

Worum es im Konkreten geht, macht Rudolf Steiner im siebenten Vortrag des Zyklus «Geschichtliche Symptomatologie» anschaulich. In die symptomatischen Zusammenhänge schließt er seinen eigenen Werdegang ein, weil in diesem über das Nur-Persönliche hinaus Allgemein-Gültiges zur Erscheinung kommt. Er beschreibt seine innere Isolierung in einer ihm wesensfremden Umwelt, vergleichbar der isolierten Stellung, welche der Goetheanismus inmitten einer geistig erstarrten Scheinkultur einnimmt. Während die breiten Massen unter dem Druck des in Österreich durch die Gegenreformation geprägten Katholizismus standen, vermochten sich einzelne Individualitäten seelisch besonders innig mit dem Goetheanismus zu vereinigen. Und einer von diesen Einzelnen, *Karl Julius Schröer*, wurde sein Lehrer, der ihm die Richtung zu Goethe wies. Von ihm sagt Rudolf Steiner: Auf jedem Gebiete, auf dem er wirkte, war es der Goethe-Impuls, von dem aus er wirkte.

Das gilt auch für Schröers Beziehung zu den Inseln deutschen Volkstums innerhalb fremder Sprachgebiete im alten Österreich-Ungarn. Liebevoll sam-

melte er ihre Mundarten, wie ihm auch die Erhaltung der Oberuferer Weihnachtsspiele zu verdanken ist, die später von Rudolf Steiner szenisch eingerichtet wurden. Für Rudolf Steiner, der an Schröers Volkstumsforschung regen Anteil nahm, wurde dies später von Bedeutung bei der Erforschung der Völkerseelen. Mit den Siebenbürger Sachsen, den Zipser Deutschen, den Heanzen und den Banater Schwaben hatte sich die deutsche Volksseele in die Gebiete anderer Volksseelen hineingeschoben. Sie alle wurden mit der Zeit von dem magyarischen, slowakischen oder rumänischen Element aufgesogen. In ihrem Schicksal erkennt Rudolf Steiner eine Eigentümlichkeit der deutschen Volksseele: Sie ergreift den Menschen mit feineren, elastischeren Kräften, als dies seitens anderer Volksseelen geschieht. Es fällt ihm also leichter, sich in das Wesen anderer Nationen einzulieben. Freilich braucht er andererseits den gemüthhaften Anschluß an Heimatliches, Gleichartiges.⁶⁾

Das alles gehört zum Stimmungshintergrund des Vortrages *«Die Frau im Lichte der Goetheschen Weltanschauung»*, den der 28jährige Rudolf Steiner am 29. Dezember 1889 in Hermannstadt hielt. Ein stenographisches Konzept zu diesem Vortrag fand sich in einem Notizbuch. Aus dem Text spricht der edle Idealismus, wie wir ihn auch aus Rudolf Steiners Jugendbriefen kennen. Damals bildete Hermannstadt, im ungarischen Komitat Siebenbürgen gelegen, den Mittelpunkt eines vielfältigen kulturellen Lebens. Steile steinerne Treppen verbinden die damals fast ausschließlich von Deutschen bewohnte obere und die untere Stadt. Von 19 400 Einwohnern waren 14 000 Deutsche, der Rest Magyaren und Rumänen. Um 1150 hatte der Ungarnkönig Geisa II. die ersten deutschen Einwanderer *«ad retinendam coronam»*, zur Erhaltung der Krone gegen den aufässigen Adel und die unruhigen Walachen, ins Land gerufen.⁷⁾ Sie waren vorwiegend vom Niederrhein und zum kleineren Teil aus Mitteldeutschland gekommen. Von einst einer Viertelmillion Siebenbürger Sachsen sollen heute noch 175 000 in dem 1919 Rumänien zugefallenen Gebiet leben.

Der Erstveröffentlichung des genannten Vortragsentwurfs folgt ein Beitrag Rudolf Steiners aus der Wochenschrift *«Das Goetheanum»* vom 19. Februar 1922, in der Gesamtausgabe im Aufsatzband *«Der Goetheanumgedanke inmitten der Kulturkrise der Gegenwart. Gesammelte Aufsätze 1921–1925»*, GA 36, enthalten. Rudolf Steiner begrüßt darin den Erwerb der Restbestände der Goetheschriften Schröers durch den Verlag *«Der kommende Tag»*. Unter der Überschrift *«Ein Beitrag zur Wiederbelebung des «versunkenen Geisteslebens»* weist er hier auf Schröers Schrift *«Goethe und die Liebe»* hin. Wir lassen daher das *Vorwort von Karl Julius Schröer* samt seinen als Anhang beigegebenen sehr wesentlichen Anmerkungen folgen. Wie ergreifend sind Worte wie diejenigen über Platos Ideenlehre und über die große Zeit des deutschen Geistes!

Hieran schließt sich ein *Lebensbild von Karl Julius Schröer*, geschrieben zur 100. *Wiederkehr seines Geburtstages* am 11. Januar 1925 für die Wochenzeitschrift *«Das Goetheanum»* von C. S. Picht. Kaum ein anderer als Picht, der

35 Jahre lang seine außergewöhnlichen Fähigkeiten und Begabungen ausschließlich für das Lebenswerk Rudolf Steiners eingesetzt hat, wäre wohl hierzu berufener gewesen.

Schröers Studie «Goethe und die Liebe» findet nochmals eine Würdigung in einer *Fragenbeantwortung von Rudolf Steiner* auf einem Goethe gewidmeten Ausspracheabend am 15. August 1921 in Dornach. Die Universalität Goethes, von der in den mehrfach erwähnten Vorträgen über «Geschichtliche Symptomatologie» gesprochen wurde, wird hier unter einem besonderen Aspekt beleuchtet: Durch diese Universalität ist das Fragmentarische bedingt, das nicht nur die nachgelassenen unvollendeten Dichtungen, sondern seine Werke insgesamt kennzeichnet. Dies wird insbesondere an dem «Wilhelm Meister»-Roman anschaulich gemacht, in dem Goethe mit den tiefsten Lebensproblemen gerungen hat, ohne zu irgendwelchen festumrissenen Ergebnissen zu gelangen. Rudolf Steiner hat «Wilhelm Meister» gelegentlich mit dem «Faust», der ja im Grunde ebenfalls fragmentarischen Charakter besitzt, auf eine Linie gestellt.⁸⁾

Ein Stück Menschheitsgeschichte klingt in dem Aufsatz von *Marie Groddeck* «*Rudolf Steiner, der Erbauer des Goetheanum*» an. Ein Grundzug von Marie Groddeck, ihr unlösliches Verwachsensein mit dem innersten Wesen der Anthroposophie, verbunden mit einer großen Weite ihres geistigen Horizontes, findet auch in diesem Gedenkwort Ausdruck, das dem 20. Todestag Rudolf Steiners galt und unter dem unmittelbaren Eindruck der letzten Kriegswochen niedergeschrieben wurde. Im Gedenken an ihren 20. Todestag am 5. Juni 1978 wird dieser Aufsatz zugleich im Hinblick auf die bevorstehende 50jährige Wiederkehr der Eröffnung des zweiten Goetheanum, die durch die Aufführung der ersten beiden Mysteriendramen unter der Leitung von Marie Steiner-von Sivers erfolgte, wiederveröffentlicht.

Die Notwendigkeit, eine neue Lebensweise an die Stelle überholter Begriffe und Praktiken zu setzen, wie es dem Wesen des Goetheanismus entspricht, besteht besonders auch für das soziale Leben. So schließt das vorliegende Heft mit einem *Hinweis auf zwei neuerschienene Bände mit Vorträgen Rudolf Steiners zur sozialen Dreigliederung*.

Wolfram Groddeck

¹⁾ Siehe hierzu Beiträge Nr. 46 «Goethes Naturanschauung als Ausgangspunkt für das Lebenswerk Rudolf Steiners».

²⁾ Siehe den Vortrag Basel, 9. April 1923, «Was wollte das Goetheanum und was soll die Anthroposophie?», GA 84.

³⁾ GA 185, 6. Vortrag.

⁴⁾ a. a. O. 7. Vortrag.

⁵⁾ Vergl. Vortrag Zürich, 10. Oktober 1916, in «Die Verbindung zwischen Lebenden und Toten», GA 168.

⁶⁾ Siehe den Vortrag Berlin, 13. April 1916, in «Aus dem mitteleuropäischen Geistesleben», GA 65.

⁷⁾ A. W. Grube «Geographische Charakterbilder», Band I, Leipzig 1891. Seite 187 ff.

⁸⁾ Siehe Vortrag Dornach, 27. Oktober 1917, in «Die spirituellen Hintergründe der äußeren Welt. Der Sturz der Geister der Finsternis», GA 177.

Rudolf Steiner

Die Frau im Lichte der Goetheschen Weltanschauung
Ein Beitrag zur Frauenfrage

*Stenographische Notizbucheintragung zu einem Vortrag
vom 29. Dezember 1889 in Hermannstadt, Siebenbürgen*

Vorbemerkung: Im Sommer 1889 reiste Rudolf Steiner von Wien nach Budapest. Ein halbes Jahr später fuhr er noch einmal nach Ungarn, um seine Siebenbürger Freunde in Hermannstadt zu besuchen. In seiner Autobiographie «Mein Lebensgang», Kapitel XIII, berichtet er ausführlich darüber und schreibt, daß er «in Hermannstadt einen Vortrag halten konnte. Es war Weihnachtszeit». Und in der Fragenbeantwortung vom 30. September 1920 heißt es: «Ich mußte – 1889 war es – in Hermannstadt einen Vortrag halten, fuhr von Wien nach Hermannstadt gerade am Weinachtsabend.»¹⁾ Schon 1926 hat C.S.Picht Datum und Thema des Vortrages ermitteln können²⁾.

Über den genaueren Inhalt dieses Vortrages erfahren wir durch stenographische Aufzeichnungen Rudolf Steiners in einem Notizbuch aus dem Jahre 1889³⁾. Sie konnten erst jetzt übertragen werden. Die auf etwa dreißig Seiten verstreuten Eintragungen, ohne Überschrift und Datum, erweisen sich schon äußerlich als zusammenhängende Darstellung: sie sind mit Kopierstift stenographiert, während die anderen Eintragungen dieses Notizbuches in Langschrift mit Bleistift oder in Tinte erscheinen.

Zweifellos handelt es sich um vorbereitende Gedanken zu dem Hermannstädter Vortrag. Es ist zu vermuten, daß Rudolf Steiner diese Eintragungen während der beschwerlichen Eisenbahnfahrt von Wien nach Hermannstadt machte, von der er in «Mein Lebensgang» anschaulich erzählt und in der erwähnten Fragenbeantwortung angibt, daß er wegen des Versäumens eines Anschlußzuges an der ungarisch-siebenbürgischen Grenze «zwölf Stunden warten mußte»⁴⁾. Jedenfalls trägt das Notizbuch deutlich die Spuren von Strapazen einer langen Reise, wie auch das Büchlein von Karl Julius Schröer «Goethe und die Liebe»⁵⁾, das ähnlich mitgenommen aussieht wie das Notizbuch. Rudolf Steiner hätte bei seinen Notizbucheintragungen nicht wörtlich daraus zitieren können, wenn er es nicht gleichzeitig bei sich gehabt hätte. – Im Anschluß an die Stenogrammübertragungen werden zwei Vorankündigungen und eine Besprechung des Vortrages aus Hermannstädter Tageszeitungen wiedergegeben.

Günter Frenz

Wenn ich mir erlaubt habe, heute Ihr Interesse für eine Frage in Anspruch zu nehmen, welche gegenwärtig alle Gemüter mächtig bewegt und die dringend eine Antwort zu erheischen scheint, und wenn ich mir dabei als Ziel gesetzt habe, diese Frage in das Licht der Goetheschen Weltanschauung zu rücken, so geschieht

dies keineswegs in der Absicht, Ihnen einen literaturgeschichtlichen Vortrag zu halten, sondern ich hoffe, durch meine Ausführungen in Ihnen die bei mir seit Jahren tief eingewurzelte Überzeugung zu erwecken, daß diese Frage nur von diesem Standpunkt, vom Standpunkte der Goetheschen Weltanschauung aus, richtig zu würdigen ist.

Goethe gegenüber haben wir Deutschen eine zweifache Aufgabe. Die eine hat einmal Berthold Auerbach, der vielbeliebte Dorfgeschichten-Erzähler, mit dem geistreichen Wort bezeichnet: «Wir müssen goethereif sein.» Das heißt, wir müssen imstande sein, uns ganz in den hohen Ideenkreis und den unvergleichlich intimen Empfindungsgehalt des größten deutschen Genius einzuleben. Wir müssen nachfühlen, was er gefühlt, nachdenken, was er gedacht hat.

Das ist aber nur die eine Seite der Aufgaben, die wir Goethe gegenüber haben. Denn Goethe bildet den Anfang einer ganz neuen Kulturepoche des Abendlandes. Von ihm geht ein neues Licht über die ganze europäische Bildung aus. Er hat uns neue Sinne erschlossen, neue Formen der Anschauung gelehrt. Diese Sinne müssen bald in uns aufgehen, zu diesen Anschauungen müssen wir uns selbst aufschwingen, um an der Kulturarbeit unseres Volkes in der Richtung weiterzuarbeiten – selbstverständlich soweit dies in der Kraft eines jeden einzelnen von uns steht –, die von Goethe angegeben worden ist.

Wer in Goethe nicht diesen Kulturanfang sieht, von welchem jeder ausgehen muß, der irgendwie sich mit der Bildung der Gegenwart in Beziehung bringen will, der versteht einfach seine Zeit nicht. Und ich muß Ihnen leider gestehen, daß Ihre Brüder im Herzen Europas, namentlich was das jüngere Geschlecht anbetrifft, ihre Aufgabe Goethe gegenüber lange nicht erfaßt haben. Es macht sich im Gegenteil eine gewisse leichtfertige Denkart geltend, welche Goethe gegenüber die Nase rümpft und glaubt, längst über ihn hinauszusein, während sie doch noch lange bis zu dem Punkt hätte, wo sie ihn voll erfaßte. Goethe wird als der Alte abgetan, der nicht mehr ausreicht für unsere neue Zeit. Ein neues Geschlecht glaubt, neue Ideale zu benützen. Leider erweisen sich bei näherem Zusehen diese zumeist als ganz unreife Produkte, die dem wahren Bedürfnis der Zeit meilenweit entfernt stehen, während sie doch gerade aus der Zeit geworden zu sein scheinen.

Und diese unsere Zeit, diese unsere lebendige Gegenwart, ist mehr, als man bei oberflächlicher Beobachtung glauben kann, ein Kind Goethes, ein Kind unserer klassischen Geister. Unsere Zeit ist die Zeit, in welcher das Individuum in jeder Richtung seine ihm von der göttlichen Macht in die Seele gelegten ursprünglichen Hoheitsrechte geltend macht. Der Mensch will nicht mehr bevormundet sein, nein, er will ganz auf sich selbst, auf seine Einsicht, auf seinen Willen gestellt sein. Das heilige, das göttliche Selbst will er nicht mehr in der Außenwelt suchen, sondern er versenkt sich in die Tiefen der eigenen Brust, um von da herab den Gott zu holen, um von da heraus die Kraft und den Mut des Lebens zu holen.

Aus diesem Drang des Individuums, alle Fesseln abzustreifen und seine unveräußerlichen Souveränitätsrechte geltend zu machen, entspringt dann auch jene

Bewegung, welche ich an die Spitze meiner heutigen Ausführungen gestellt habe: die Frage nach der Befreiung der Frau von den vermeintlichen Fesseln, welche ihrem Geschlecht bisher nach dem Glauben gewisser Menschen eine vorurteilsvolle Welt gezogen haben soll. Die Frau will nicht mehr gefesselt sein an die Familienstube, an das Haus, sie will hinaustreten auf den offenen Plan der Welt und dem Mann in jeder Verrichtung ebenbürtig an die Seite gestellt sein. Sie will den Wettkampf um das Dasein mit der Männerwelt aufnehmen, sie verlangt einen Beruf, wie die Männer ihn haben.

Es ist eine nicht hinwegzuleugnende Tatsache, daß sich das deutsche Volk bis jetzt an den weitgehenden Emanzipationsbestrebungen der Frauenwelt am wenigsten beteiligt hat. Während in Rußland, der Schweiz, in England und Frankreich, besonders aber in Amerika Hunderte und Aberhunderte von Frauen auch schon in die Gelehrtenberufe den Eingang gefunden haben, verschanzt das deutsche Volk noch immer hartnäckig den Frauen die Tore zu höheren Gelehrtenberufen.

Liegt darin nur Halsstarrigkeit oder der dem Deutschen so gutstehende konservative Sinn, der von jeher jeder gewaltsamen Revolution abgeneigt war, weil er nicht zugeben wollte, daß etwas so Unvernünftiges in der Geschichte entstehen könnte, daß man es auf einmal Knall und Fall umstürzen muß? Oder liegt vielleicht gar darin die höhere Erkenntnis – wenn auch bei vielen ganz unbewußt –, daß die volle Gleichberechtigung der Frau gar nicht einmal die völlige Gleichstellung verlangt und daß die letztere der Aufgabe und der Natur des Wesens der Frau widerspricht? Das ist die große Frage: Stehen wir vor einem Vorurteil, das mit der Zeit ausgetilgt werden muß, oder stehen wir vor einer berechtigten Einsicht, die ein Recht hat, den anderen Völkern Europas Widerstand in dieser Bewegung zu leisten?

Lassen wir nun Goethe unseren Leitstern sein! Er wird uns sicher führen; denn in ihm verkörpert sich in einem Individuum alle Tiefe des deutschen Wesens. Was je Hohes und Großes in dem deutschen Volk aufgetaucht ist, in Goethe tritt es uns in einer persönlichen Einheit entgegen; wir sind umso besser deutsch, umso besser goethesch wir sind. Wo immer wir Licht brauchen, da blicken wir vertrauensvoll zu ihm auf. Das vielbewegte Leben der Gegenwart wirft Disharmonien in unsere Brust, böse Stimmungen überkommen uns, ganze Scharen von Zeitgenossen verfallen der düsteren Weltanschauung des Pessimismus; Erlösung von alledem finden wir nur in der seligen Ruhe der harmonischen Goetheschen Weltanschauung.

Und welch tief befriedigendes Bewußtsein liegt in diesem Aufgehen in der Ideen- und Willenswelt unseres größten Volksangehörigen, wenn wir es im Sinne des Schillerschen Ausspruches⁶⁾ betrachten: «Und kannst du selber kein Ganzes sein, so schließ an ein Ganzes dich an!» Denn der Mensch ist nichts als einzelner, seine ganze Kraft wurzelt in dem Volk, dem er entstammt, in der Zeit, der er angehört. «Wer sich der Einsamkeit ergibt, fühlt sich gar bald allein»⁷⁾, sagt Goethe selbst. Wir können hinzufügen: Er muß einem baldigen geistigen Tod in seiner

traurigen, abgeschiedenen geistigen Öde verfallen. «Denk mit deinem Volk, mit deiner Zeit!», so müssen wir jedem Menschen zurufen. Und wir denken mit unserem Volk am harmonischsten, wenn wir mit Goethe, dem Voll- und Inbegriff aller unserer Volks- und Zeitkraft, denken und fühlen.

Wir haben kein Recht zu klagen, daß wir darüber unsere Selbständigkeit einbüßen, um uns einer fremden Autorität vollständig zu beugen; denn frei kann der Mensch nur sein, wenn er sich zu den höheren Idealen der Kultur erhebt, wo alles Licht der Bildung allein zu suchen ist. Denn dann nur nimmt er bewußt an dem Entwicklungsgang seines Geschlechts teil, dann bestimmt er sich selbständig mit den großen Idealen sein Ziel, während er sonst nur blind unten heruntappt und mit den anderen fortgerissen wird, ein dienendes und erst recht unfreies Glied am Körper der Menschheit. Nur wenn wir die goethesche menschliche Vollkommenheit suchen und, wo wir sie finden, uns ihr anschließen, arbeiten wir an unserem großen Befreiungswerk. Nur mit unserem Volk und mit unserer Zeit können wir frei werden, nicht einzeln. Unter die goethesche Autorität sich beugen, wenn wir ihre Höhe erkannt haben, ist nicht Knechtschaft, sondern ist die goethesche Form der Freiheit. Und gerade an Goethes Eigenart können wir dieses unser hohes Befreiungswerk am besten fördern.

Denn Goethe bedeutet für die Menschheit im großen nur einen neueren Läuterungs- und Befreiungsprozeß von selbstauferlegten Fesseln. Was waren diese Fesseln? Es waren die Fesseln der Unnatur, der Nachahmungssucht des Fremden, der unfreien, überzarten Empfindlichkeit, unter der die Deutschen vor seiner Zeit schmachteten. Er strebt zurück zur Natur, zum unverbildeten Empfinden und Denken. Der Mensch hat nämlich die Sucht, sich immer weiter und weiter von der Natur zu entfernen.

Wir wissen, daß das einzige vollkommene, naiv-natürliche Volk in Europa die Griechen waren. Als Goethe in Italien ihre großartigen Kunstwerke kennenlernte, verfiel er in eine Art Verzückerung. Denn diese unsterblichen Schöpfungen wirkten auf ihn wie die herrlichen Werke der Natur selbst. In ihnen sah er unmittelbar den Weltgeist tätig. Die Griechen hatten, wie er hier lebendig empfand, dem Weltenschöpfer die Gesetze abgelauscht, nach denen er die herrlichen, erhabenen Werke der Natur geschaffen, und hatten nach Menschenart in diesem goetheschen Sinne ihre Kunstwerke geformt.

Die Römer schon verstanden es nicht, in die geheimnisvollen Pforten der göttlichen Welt-Werkstatt einzudringen, und sie ahmten einfach die Griechen nach. Das ist Entfernung von der Natur, die nun, wie die Menschheit weiter sich entwickelte, immer ärger wurde. Man kann sagen, daß, als Goethe in Deutschland auftrat, wenigstens von alle dem, was in der Dichtung, ja im Empfindungs- und Denkleben unter den Deutschen herrschte, nicht den Stempel ursprünglich naiver Wahrheit hatte. Alles war gekünstelt, alles angenommen, alles Phrase.

Goethe suchte nun als der erste wieder nach unmittelbarer Berührung mit dem Geiste der Welt. Und darin liegt das Große in seiner Sendung. Aber er verdankt

diese Größe einem Umstande, den wir in Erwägung ziehen müssen, wenn wir sein Verhältnis zu den Frauen und seine Beziehung zur weiblichen Natur gehörig würdigen wollen. Dies ist sein tief eingeborener religiöser Zug, ein Zug, der sich bei ihm stets durch einen ideellen Glauben an das Göttliche in allem Natürlichen und Menschlichen kundgibt. Von Jugend auf beherrscht ihn ein Grundzug, der nur tieferen Geistern angeboren ist: der Glaube an das Übernatürliche in der Natur, die Ahnung eines Höheren, das dann später zu dem Suchen nach der Idee, nach dem Geiste in allen Dingen wurde. Das Geheimnisvolle dieses echten Kindes der Wissenschaft wie der Religion, das war es, was ihn stets anzog. Er suchte in allem, was ihm im Leben und in der Geschichte entgegentrat, nach dem Punkt, wo er das Wirken einer höheren Macht wahrnehmen konnte. Und das ist es, was er stets auch in der Frau suchte und vielfach auch fand.

Der Mann entfernt sich von der Natur, von der Unmittelbarkeit des Empfindens, wenn er seinen Geist in einer einseitigen Lebensaufgabe erschöpfen muß: er wird trocken, pedantisch, unnatürlich. Er verliert jene Frische und Ursprünglichkeit, von der aller Zauber einer unmittelbaren Natur ausgeht. Aber gerade das sind Eigenschaften, die sich die Frau erhält, selbstverständlich nur da, wo sie ganz Frau bleibt und nicht dem Manne nachstrebt. Bei ihr tritt nicht *eine* Eigenschaft des Geistes oder Körpers in den Vordergrund, sondern sie entwickeln sich *alle* in schöner Harmonie und bleiben in voller Geltung. So wirkt die Natur reiner, voller, göttlicher im Weibe als in dem von der Natur einseitig gemachten Manne.

So stehen uns die Frauen als rechte Boten Gottes gegenüber, in denen der Mann das findet, was er selbst verloren hat. Und hierinnen liegt dasjenige, was der Mann sucht; er muß es mit besonderer Sehnsucht, weil er es an sich selbst vermißt und nur schwer entbehren kann. Und das sucht Goethe vor allem. Für ihn bedeutet der Umgang mit einer Frau immer eine geistige Verjüngung, eine erneuerte Verbrüderung mit der Natur, die immer wieder seine Dichterkraft belebt und anfacht. Die Vertiefung in weiblichen Wert und weibliches Wesen erzeugt bei ihm stets erneutes künstlerisches Vermögen. Wenn er nach Mannesart von der Natur sich zu entfernen scheint, wenn die volle Wucht der Natürlichkeit aus seinem Herzen zu schwinden scheint, dann ist es immer wieder die Liebe, die ihn mit jenem geheimnisvollen Zauber umspannt, der ihn zu neuem Schaffen fähig macht.

Diesem Zug in Goethes Natur gegenüber müssen alle die Bedenken schwinden, die immer und immer wieder sich erheben gegen die Reinheit und den Adel der goetheschen Behandlung weiblichen Wesens. Leider finden sich diese Bedenken noch häufig genug. Man macht eine unnatürliche Trennung zwischen dem Dichter und dem Menschen und läßt nur den ersteren gelten, während man so gern Goethe dem Menschen eins anhängt. Aber bei diesem Geist ist alles in ungetrennter Einheit. Goethes dichterische hängt mit seiner menschlichen Sendung unmittelbar zusammen. Und seine Dichtungen sind nichts anderes als unmittel-

bare Offenbarungen seiner innersten und lautersten Menschennatur. Jawohl, man kann hier und da bei Goethe auch einzelne zynische, scheinbar frivole Verse nachweisen. Aber das spricht für nichts anderes denn für die ihn stets beherrschende unendliche Wahrheitsliebe. Er wollte nie als Engel erscheinen⁸⁾, stets als Mensch, ja als Mensch mit allen Fehlern. Ein offenes Bekenntnis vor aller Welt war ihm am liebsten.

Aber darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß bei ihm in der Liebe nie ein frivoler, gemeiner Zug anzutreffen ist, nichts vom Lebemann. Stets geht sie vom Geist aus, und stets ist sie verbunden mit einer tiefen Würdigung wahren weiblichen Wertes⁹⁾. Seine Liebe erniedrigt die Frau nie. Immer blickt er andächtig hinauf zum weiblichen Wert. Und das ist so rechte Germanen-Art. Wir wissen das aus Tacitus, daß schon unsere Vorfahren in grauem Altertum in der Frau etwas wie Zukunft Vorausahnendes verehrten¹⁰⁾ und daß sie in Quellen und in Hainen weise Frauen verehrten. Das ist eben das Wesen des wahrhaft religiösen Gefühls, daß es stets seinem Träger Ehrfurcht abnötigt. Und Goethe lag anbetend im Staube vor dem Göttlichen im Weibe. Das müssen vor allem die Frauen erkennen. Und dann werden sich ihnen die trüben Schatten auflösen, die noch immer Goethes hehrer Persönlichkeit anhaften.

Mächtig wirkt es auf Goethes Phantasie ein, wenn eine Natur-Frauengestalt in die Kreise seines Wirkens eintritt. Seine reiche innere Welt umgibt dann das verehrte Wesen mit allem Zauber des, wes reiche Einbildungskraft fähig ist. Die Geliebte ist dann für ihn mehr, als ein anderer Sterblicher in ihr erblicken kann, weil die Phantasie tiefer sieht als der Verstand. Eine Art Glorienschein ist es, mit dem sie die Phantasie des Dichters umgibt. Da löst sich dann stets immer eine Idealgestalt von der Wirklichkeit ab. Die Liebe wird zu einem höheren Liebesrausch, und eine Naturdichtung trennt sich los von Goethes Brust. So war es Friederiken in Sesenheim gegenüber, so Lili in Frankfurt, so der Frau von Stein, so Christianen, seiner Frau, gegenüber, so endlich den Frauen, die noch spät in sein Leben eintraten: Marianne Willemer und Ulrike von Levetzow. Überall ist es die Liebe des edlen, ideal gesinnten Menschen, nicht die des Lebemannes.

Mein verehrter, geliebter Lehrer Professor Karl Julius Schröer in Wien sagt mit Recht: «Es ist in dieser Liebe wieder ein Frommsein wie bei den Griechen, und damit ist sie frei von Frivolität. Wenn die entgöttlichte Liebe selbstisch ist, so ist diese Liebe, die auf Hingabe beruht, die einzige Leidenschaft, die frei von Selbstsucht ist.»¹¹⁾

Um die echt geistige Art von Goethes Liebe einzusehen, nehme man nur das so oft angefochtene Verhältnis Goethes zu Frau von Stein. Als was erscheint ihm diese Frau, die ein entsagungsvolles Leben führt, die von niemand berücksichtigt sein wollte, nichts für sich forderte, aber Wohltaten nach allen Seiten austeilte? Er schreibt über sie, sie erschiene ihm «wie eine Göttin, die zum Himmel aufschwebt. Vergebens, daß ein Mensch die Arme nach ihr ausstreckt, daß sein Auge nach einem Blicke fleht. Sie schwebt, verloren im Himmelsglanz, der sie

umgibt, zum Himmel.»¹³⁾ Und wenn wir sehen, was diese Frau auf den Jüngeren, der voll der wütesten Leidenschaften in der Brust in Weimars Leben eintritt, voll Übermut und Überlust, für eine beruhigende, beseligende Wirkung ausübt, dann begreifen wir wohl auch seine Hingabe an ihre hohe Weiblichkeit. Wer kennt nicht die Tollheiten, die übermütigen Streiche, die Goethe sowohl wie sein herzoglicher Freund in Weimar verübten, wer aber kennt nicht auch bei beiden das tiefe Bedürfnis, herauszukommen aus diesem Übermut zu einem höheren Leben! In solchen Stimmungen sind bei Goethe Verse wie die entstanden: «Was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!»¹³⁾ Den süßen Frieden bringe ich, «die Besänftigerin», wie er die Frau von Stein nannte.

Rein und edel war auch Goethes Verhältnis zu Christianen. Wie zart ist doch folgender Zug: Als er sie einst schlafend im Zimmer antrifft¹⁴⁾, da setzt er sich ganz still neben sie, legt eine Frucht und eine Blume vor sie hin und ist entzückt in dem Gedanken, daß sie, wenn sie aufwacht, den Blick sogleich auf diese von seiner liebevollen Hand hingelegten Dinge lenken wird. Und wie tief klingt uns sein Wort zu Herzen, das er spricht, als ihm die Teure durch den Tod entrissen wird: «Der ganze Gewinn meines Lebens ist nun, ihren Tod zu beweinen.»

Marianne Willemer ist die Gestalt, der wir die herrlichen Lieder im «Diwan» verdanken. Wieder haben wir hier die Erregung der dichterischen Stimmung durch die Gewalt der Liebe.

Noch in hohen Jahren als Achtziger¹⁵⁾ dichtet er aus der Glut der Leidenschaft und der aus dem Quell heiliger Liebe erfrischten Phantasie heraus seine «Elegie»¹⁶⁾ in der «Trilogie der Leidenschaft», in welcher sozusagen eine Apotheose der Liebe im echt goetheschen Sinne enthalten ist. Verstehen wir diese an Ulrike von Levetzow gerichtete herrliche Dichtung, dann ist uns der Schlüssel zu Goethes Liebesleben überhaupt gegeben. Ulrike von Levetzow war damals ein junges Geschöpf, das mit der Mutter in Marienbad war, wo sich der Dichter selbst auch aufhielt. Er war von ihrer Anmut bezaubert. Noch einmal sollte er all der Liebe Seligkeit, all der Liebe Leid empfinden, noch einmal «der Erde Glück und der Erde Weh»¹⁷⁾ «auf seinen Busen gehäuft»¹⁸⁾ sehen.

Die Elegie enthält folgendes: Der Dichter hat Abschied genommen; die Seligkeit des letzten Kusses ist ihm noch im Herzen, da empfindet er den Abschied schwer, er blickt in den Himmelsraum, von dem auch schon das Gestirn des Tages, die Sonne, Abschied genommen hat. Er sieht Wolken ziehen, sie werden seiner Phantasie zu Gestalten, zu wechselnden Gestalten seiner Geliebten. Er will sie für den Augenblick festhalten; doch bald besinnt er sich, daß das wahre Bild der Teuren doch nur im Herzen sein kann. Und nun belebt er dieses Bild.

*

Die Entzweiung mit der Natur, wie sie beim Manne auftritt und auftreten muß, kann zu bitteren Entartungen führen. Das, was er verloren hat, schlummert als

unbezwingbare Sehnsucht in ihm fort wie eine Heimat, die wir verloren haben. Nur die Liebe kann diese Sehnsucht überbrücken, nur sie kann den berührten Zwiespalt der Natur ausgleichen. Tritt diese Liebe nicht ein, dann bleibt der Mensch zeitlebens ein Abgefallener, ein Wesen, das seiner Urkraft sich entfremdet hat und einen Irrpfad durch das Leben wandelt. Blinde, selbstische Leidenschaften werden dann an die Stelle der Liebe treten. Der sich zuerst in Sehnsucht Verzehrende wird sich im Taumel entwürdigenden Sinnengenusses zu betäuben suchen. Er wird nie das Vortreffliche schauen können, denn dem Vortrefflichen gegenüber gibt es nach Schillers Ausspruch nur eine einzige Macht: die Liebe. Da haben Sie die Notwendigkeit der Liebe aus der Natur des Menschen abgeleitet. Schaffen wir die Liebe ab, und wir haben das göttliche Selbst aus der Welt geschafft, oder weil wir das nicht können, wir haben uns vom Göttlichen abgewandt. Diesen Abfall aber vollziehen wir, wenn wir die Frau dem eigentlichen Wesen des Weibes entfremden, wenn wir sie ihrer Bestimmung entziehen, die Vermittlerin des Göttlichen, der unmittelbar naiv wirkenden Natur zu sein.

*

Es ist kein Zufall, daß die Emanzipationsbestrebungen in jenen Ländern Europas zuerst auftauchen, in denen die Liebe im edlen Sinne, wie sie bei den Germanen aufgefaßt wird, nie Wurzel geschlagen hat. Wo die Frau weiß, daß sie zu dem Ganzen der Menschheitsentwicklung ihr Teil so beizutragen hat, wie es der weiblichen Natur und nicht wie es der männlichen entspricht, und wo sie weiß, daß sie in diesem ihrem Wirken von der männlichen Welt anerkannt und verehrt wird, da strebt sie über das, was ihr im Weltenplan zugeteilt ist, nicht hinaus. Eine höhere Anschauung ist es, die in der Harmonie verschiedener Wirkenskräfte ihr Genügen sucht, und eine niedrige, die alles gleichmachen möchte.

*

Es ist vorzugsweise die ideale Seite der Kultur, deren Träger und Fortpflanzer die Frau ist.

*

Was können die Gründe sein, welche die Frau herausdrängen sollen aus ihrer gegenwärtigen Stellung, aus den Schranken, die ihr die Geschichte gezogen hat?

- 1) Der Drang, in der geistigen Bildung, in der Einsicht nicht hinter dem Manne zurückzustehen.
- 2) Der Drang, nicht dem Manne zu verdanken, was ihr die reale Lebensgrundlage abgibt.

*

Wenn ich bedenke, daß so oft sinnige, phantasievolle Mütter es waren, die an der Wiege bedeutender Männer gestanden waren, wenn ich die alte Frau Rat selbst ansehe, Goethes Mutter, die durch ihre Märchenerzählungen den poetischen Sinn des jungen Wolfgang zuerst angeregt hat, so will mir scheinen, als wenn sich das unschwer aus jener Vorstellung über die Frauennatur, die ich soeben entwickelt habe, erklären ließe. Wenn sich in der Frauennatur die göttliche Urkraft der Natur reiner und ungetrübter ausprägt als in der des Mannes, dann ist es wohl einleuchtend, daß der lebendige Kultus der Mutter in jenem Alter auf den Menschen am meisten befruchtend wirken muß, wo alles noch Natur, alles Naivität ist, wo der Mensch noch ganz Herz und noch gar nicht Kopf ist, wo der Geist sich noch nicht losgerissen hat von seiner Quelle, von der Natur, wo die Entzweiung von Idee und Wirklichkeit noch nicht vollzogen ist, mit einem Worte: im Kindesalter. Hier liegt ein großartiger kultureller Einfluß, den die Frau auf den Entwicklungsgang der Menschheit nimmt, ein Einfluß, der mehr wert ist als jener, den sie als Arzt, als Beamter, als Schriftsteller je ausüben kann.

*Voranzeige aus «Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt»
Nr. 4875 vom 18. Dezember 1889*

(Vortrag.) Zu Gunsten der evangelischen Krankenpflegeanstalt wird Sonntag, den 29. d. M. der Wiener Gelehrte Herr Rudolf Steiner hier einen Vortrag über das Thema «Die Frau im Lichte der Goetheschen Weltanschauung, ein Beitrag zur Frauenfrage» halten. Herr Steiner ist ein junger Goetheforscher, ein Schüler Professor K. Schröers in Wien und hat sich sowohl durch seine Schrift über Goethes Erkenntnistheorie als durch die von ihm besorgte Ausgabe der wissenschaftlichen Schriften des größten deutschen Dichters einen Namen gemacht. Auch für die neue von der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar veranlaßte und vielfach unterstützte große Ausgabe der Werke Goethes ist seine Mitwirkung in Aussicht genommen. Vor kurzem hat ein Vortrag des Herrn Steiner im Wiener Goetheverein «Über den Gewinn der Goethe-Studien durch die Weimarer Ausgabe» sehr beifällige Aufnahme gefunden. Unser Publikum kann den uneigennütigen Antrag des verdienstvollen Gelehrten, womit er bei seinem Ausflug nach Siebenbürgen, den er unternommen, um das hiesige deutsche Leben kennenzulernen, zugleich einer so unterstützungswürdigen Anstalt, wie die der evangelischen Krankenpflege, dienen will, nur mit dankbarer Anerkennung begrüßen. – Wir empfehlen den gewiß anregungsvollen Vortrag, welcher wahrscheinlich im großen Auditorium des evangelischen Gymnasiums abgehalten werden wird, allgemeiner Aufmerksamkeit. *F*

*

Auszug aus einer zweiten Hermannstädter Zeitung, deren Titel nicht festzustellen war

(Goethe-Vorlesung.) Der Goetheforscher Rudolf Steiner aus Wien, der Gelehrtenwelt bekannt durch seine Goethekommentare und Erkenntnistheorie, wird, wie wir hören, nächste Woche zum Besuch einiger Freunde hier eintreffen und gelegentlich eine Vorlesung zu Gunsten der Anstalt für evangelische Krankenpflege halten. Das fesselnde Thema «Die Frau im Lichte der Goetheschen Weltanschauung, ein Beitrag zur Frauenfrage» wird zweifellos gegenüber den immer dringlicher hervortretenden Emanzipationsbestrebungen ein gesättigtes Bild jener edlen Goetheschen Frauengestalten entwerfen, welche unter dem Einfluß individueller Freiheit dennoch immer die scharfe Schranke aufrechterhalten, die weibliches Fühlen und männliches Handeln von einander scheidet. Es muß insbesondere für die Frauenwelt hochinteressant sein, durch Steiner, einen der berufensten Goethekenner, ein Bild vornehmster Weiblichkeit entrollen zu sehen, welches imstande ist, jenes sonderbare Vorurteil zu zerstreuen, das sich nicht selten bei unseren Frauen Goethe gegenüber findet und in dem ebenso seltsamen wie unberechtigten Vorwurf gipfelt, er sei in seiner Liebe nicht treu gewesen. Gerade in Steiner verkörpert sich die Anschauung Goethes zu einer über alle Gemeinheit weit hinausgehende Frauenverehrung, und unsere Frauenwelt wird den seltenen Genuß haben, einmal die einfache Ursprünglichkeit und hohe Natürlichkeit dieser Denkrichtung aus erster und bester Quelle empfangend zu begreifen. Unseren deutschen Frauen sei daher diese Vorlesung und der hervorragende und liebenswürdige junge Gelehrte besonders warm empfohlen.

*

*Bericht aus «Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt»,
verfaßt vom Stadtprediger Dr. Eugen Filtsch*

Vortrag Rudolf Steiners. Es war eine anregungsreiche Stunde, welche der mit warmer und erwärmender Begeisterung gehaltene Vortrag Herrn Rudolf Steiners «Über die Frau der Goethe'schen Weltanschauung» vor einem, wie unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders zu erwarten war, nicht eben sehr großen aber andächtig lauschenden Publikum hielt. Mit dem Feuer der Jugend, aber auch mit dem Ernste des tief eindringenden philosophischen Geistes entwickelte Herr Steiner zunächst die Bedeutung der Weltanschauung Goethes für die Gegenwart und Zukunft, zeigte, wie bei der Eigentümlichkeit des großen Dichters, in sich alle Tiefe des deutschen Wesens zu verkörpern, die Unterwerfung unter seine Ideenwelt einer geistigen Befreiung gleichkommt. Seine Sendung war, ein geziertes, vielfach der Unnatur verfallenes Geschlecht zur Natur, zu unmittelbaren Empfindungen und Ideen zurückzuführen. Man nennt Goethe einen Realisten, er war es nur insofern, als er nach der höchstmöglichen Wirklichkeit dürstet, nach der Wirklichkeit in ihrer gesättigten Gestalt. So begegnet ihm zuletzt überall die Idee, wenn er sie auch nirgends sucht. Geistvoll wies der Vortrag nun nach, wie es im Wesen des unsere Zeit beherrschenden Grundsatzes von der Teilung der Arbeit liege, daß dieselbe unausbleiblich zur Naturentfremdung, zur Vereinseitigung führe und dem Men-

schen darüber die innere Harmonie, die naive Ursprünglichkeit verloren zu gehen drohe. Diese aber war es, welche Goethe mit einer Art religiöser Ehrfurcht durchaus entsprechend jenem altgermanischen Zuge der Verehrung der Frauennatur in dem Weibe suchte und fand. Für ihn bedeutete der Umgang mit der Frauenwelt eine geistige Verjüngung, eine Verbrüderung mit dem Weltgeist, mit der Natur, die seinen Dichtergeist immer wieder von neuem befruchtet und belebt. Von diesem Standpunkt aus bekämpfte nun der Vortragende jene Vorurteile, die aus dem Mißverständnis seiner Beziehungen zu den Frauen hervorgegangen und so allgemein geworden, indem er die hohe Idealität und Geistigkeit seiner Liebe zu Friederike Brion, Charlotte Buff, Lili Schönemann, Frau von Stein, Christiane Vulpius, Marianne Willemer, Ulrike von Levetzow aus seinen Briefen und Gedichten nachzuweisen suchte, eine Idealität, die Goethe selbst am schönsten in seiner Elegie darstellte wenn er sagte: «In unseres Busens Reine wogt ein Streben, sich einem Höheren, Reineren, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträtselnd sich dem ewig Ungenannten, wir heißens Frommsein! Solcher seligen Höhe fühl ich mich teilhaftig, wenn ich vor ihr stehe.» Was das Weib so Goethe gewesen, soll es der Menschheit sein und bleiben, der gute Geist der einheitlichen, in sich harmonischen Natur, eine Vermittlerin des unmittelbar Göttlichen in ihr. Deswegen darf sie nicht auch zersplittern und vereinseitigen in Berufstellungen, wie sie dem Manne zugewiesen sind. Der hohe Idealismus des deutschen Volkes habe dieses am längsten und am weitesten entfernt gehalten von jener unnatürlichen und ungesunden Emanzipations-sucht, welche gerade in jenen Völkern aufgetaucht sei, in denen die Liebe im edelsten Sinne des Wortes nicht Wurzel schlagen konnte. Dieses Streben nach idealer Weltanschauung gelte es zu bewahren. «Solange wir Deutsche es bewahren», rief der Vortragende zum Schlusse aus, «werden wir vor jeder Gefahr geschützt sein, denn nur ein Volk, das sein Selbst aufgibt, kann überwunden werden. Unser Selbst ist der Idealismus. Lassen wir diesen das Zeichen sein, in welchem wir uns erkennen und verstehen, dann müssen wir in demselben siegen!»

Hinweise

- 1) In «Das Wesen des Musikalischen und das Tonerlebnis im Menschen», Dornach 1975, GA 283, Seite 82.
- 2) Im Nachrichtenblatt «Was in der Anthroposophischen Gesellschaft vorgeht», 3. Jahrgang, Nr. 49 vom 5. Dezember 1926, Seite 202.
- 3) Notizbuch Nr. 37 aus dem Nachlaß Rudolf Steiners, Archiv der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung.
Bei seinen Aufzeichnungen in Notizbüchern und auf Notizzetteln bediente sich Rudolf Steiner neben der gewöhnlichen Schrift des öfteren auch der Gabelsberger-Stenographie, die er während der Schulzeit erlernt hatte.
- 4) A. a. O. Seite 83.
- 5) Heilbronn 1884. In der nachgelassenen Privatbücherei Rudolf Steiners befinden sich zwei Exemplare dieses Werkes. Das in Frage stehende trägt folgende handschriftliche Widmung: «Herrn R. Steiner zur fr. Erinnerung. Wien, 20. Juni 1884. Der Vf.» Das andere dürfte das Rezensionsexemplar sein, welches Rudolf Steiner schon 1884 in der Wiener «Deutschen Zeitung» anonym besprach (abgedruckt in «Nachrichten der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung» Nr. 6, Michaeli 1961).

- 6) *«Und kannst du selber kein Ganzes sein, so schließ an ein Ganzes dich an!»* Schillers Werke, Erster Band, Gera 1897, Seite 278:

Pflicht für jeden
 «Immer strebe zum Ganzen,
 und kannst du selber kein Ganzes
 Werden, als dienendes Glied
 schließ an ein Ganzes dich an!»

Diese Verse finden sich auch als Distichon Nr. 45 in Goethes *«Vier Jahreszeiten»*, Sophien-Ausgabe, 1. Band, 1887, Seite 352.

- 7) *«Wer sich der Einsamkeit ergibt, fühlt sich gar bald allein.»* Sophien-Ausgabe, 2. Band, 1888, Seite 116: Harfenspieler: *«Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach! der ist bald allein . . .»*
- 8) *Er wollte nie als Engel erscheinen . . .* Vergleiche Schröer, K. J., *«Goethe und die Liebe. Zwei Vorträge»*, Heilbronn 1884, Seite 56: *«Es handelt sich nicht darum, aus Goethe einen Engel zu machen; es wäre eine Rolle, die einen Sterblichen ja gar nicht kleidet.»*
- 9) *Würdigung wahren weiblichen Wertes.* Schröer, a. a. O., Seite 29: *«Empfindung für wahren weiblichen Wert.»*
- 10) *Wir wissen das aus Tacitus, daß schon unsere Vorfahren in grauem Altertum in der Frau etwas wie Zukunft Vorausahnendes verehrten . . .* Schröer, a. a. O., Seite 4: *«Die halbwilden Germanen des Tacitus verehrten etwas die Zukunft Vorausahnendes im Weib.»*
- 11) *«Es ist in dieser Liebe wieder ein Frommsein wie bei den Griechen . . . die einzige Leidenschaft, die frei von Selbstsucht ist.»* Wörtlich aus Schröer, a. a. O., Seite 5.
 In Schröers Einleitung zu Goethes *«Stella»* (Kürschners Deutsche National-Litteratur, 87. Band, Goethes Werke, 6. Teil, Seite 116) heißt die entsprechende Stelle: *«Es ist wieder ein Frommsein in der Liebe, wie bei den Griechen. Wenn jene entgöttlichte Liebe selbstisch ist, so ist diese Liebe, die im Anschauen des geliebten Gegenstandes sich vergißt, bei der die selbstische Begierde schweigt, die einzige «Leidenschaft, die frei von Selbstsucht ist».*
- 12) *Er schreibt über sie, sie erschien ihm «wie eine Göttin, die zum Himmel aufschwebt . . . zum Himmel.»* Zitiert bei Schröer, a. a. O., Seite 7: Sie erschien ihm, wie er einmal (7. Oktober 1776) schreibt, *«gleich einer Göttin, die zum Himmel aufschwebt . . . zum Himmel.»*
- 13) *«Was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!»* Sophien-Ausgabe, 1. Band, 1887, Seite 98. Wanderers Nachtlid: *«Der du von dem Himmel bist . . .»*
- 14) *Als er sie einst schlafend im Zimmer antrifft . . .* Gedicht *«Der Besuch»* (Sophien-Ausgabe, 2. Band, 1888, Seite 101 bis 103): *«Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen, aber ihre Türe war verschlossen . . .»* Siehe auch Schröer, a. a. O., Seite 56.
- 15) *als Achtziger.* Es war 1823, Goethe war 74 Jahre alt. Siehe auch Schröer, a. a. O., Seite 59 und Seite 71.
- 16) *seine «Elegie» in der «Trilogie der Leidenschaft».* Sophien-Ausgabe, 3. Band, 1890, Seite 21. Elegie: *«Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen . . .»*
- 17) *«der Erde Glück und der Erde Weh».* Faust I, Schröer-Zählung 464 bis 467:
 «Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
 Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
 Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
 Und in des Schiffsbruchs Knirschen nicht zu zagen.»
- 18) *«auf seinen Busen gebäuft».* Faust I, Schröer-Zählung 1772 bis 1773:
 «Mit meinem Geist des Höchste und Tiefste greifen,
 Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen.»

Rudolf Steiner

Ein Beitrag zur Wiederbelebung des «versunkenen Geisteslebens»*

Der «Kommende-Tag-Verlag» hat die Restbestände von Karl Julius Schröers Schriften über Goethe erworben: «Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung von K. J. Schröer» und «Goethe und die Liebe» sowie «Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater». Mir gibt dies Veranlassung, hier mit ein paar Worten zunächst auf die beiden letzten kleinen Schriften hinzuweisen. «Die Aufführung des ganzen Faust» ist 1883 erschienen. Karl Julius Schröer, der mir Lehrer und väterlicher Freund war, sah ich damals oft, sowohl in seinen Vorlesungen wie in seiner Arbeitsstube in der Wiener Salesianergasse. Vor mir stand die Art, wie dieser Mann in Goethes Geistesart lebte. Er arbeitete damals an einer Fausterklärung und an derjenigen der anderen Dramen Goethes. In diese Arbeit fiel die von Wilbrandt versuchte Aufführung des ganzen Faust im Januar 1883 an drei Theaterabenden. Die Reife der Anschauung, die sich Schröer an seinen Goestudien erworben hatte, ließ er auf die Beschreibung fallen, die er von dieser Aufführung gab. Sie war damals ein hervorragendes künstlerisches Ereignis in Wien. Was Schröer darüber zu sagen hatte, scheint auch heute noch so lebendig, daß es mit vollem Interesse gelesen werden kann.

Das Schriftchen «Goethe und die Liebe» steht wohl einzig da in der reichen Goetheliteratur. Da ist jeder Satz aus unmittelbarem Erlebnis heraus geschrieben. Lebensphilosophie im schönsten Sinne des Wortes an Goethe dargestellt, erscheint vor dem Leser. Schröer lebte ja ganz in der Goetheschen Art des Idealismus. In der Zeit, als er an diesem Schriftchen arbeitete, hielt er in Wien einen Vortrag «Die kommenden Anschauungen über Goethe», von dem ein Auszug als Anhang zu «Goethe und die Liebe» abgedruckt ist. «Fünfzig Jahre sind seit Goethes Tode vorübergegangen, und es will uns fast scheinen, als ob er jetzt wahrer und lebendiger vor unseren Augen stünde, als seinen Zeitgenossen vor fünfzig Jahren; als hätte bereits eine Art Auferstehung nach dem Tode stattgefunden.» Schröer schrieb das 1882; er lebte damals in der Vorstellung, daß eine solche Auferstehung des Goetheschen Idealismus notwendig sei. Er vermeinte, sie kommen zu sehen. Aus dieser Gesinnung heraus hat er alles geschrieben, was von ihm über Goethe vorhanden ist. Man kann aber auch überzeugt davon sein, daß in der Gegenwart solche Stimmen wie die Schröers wieder gehört werden sollten. In dem Büchelchen «Goethe und die Liebe» stehen die Sätze: «In der Heilkunst preist man an großen Diagnostikern am Krankenbette den Tiefblick, mit dem sie den Habitus,

* Rudolf Steiner: «Der Goetheanumgedanke inmitten der Kulturkrise der Gegenwart. Gesammelte Aufsätze 1921–1925». Bibl.-Nr. 36, GA Dornach 1961 S. 111 ff. Erstveröffentlicht in «Das Goetheanum», I. Jg. Nr. 27, 19. Februar 1922.

den individuellen Typus des Kranken und daraus dann die Krankheit erkennen. Nicht ihr chemikalisches oder anatomisches Wissen steht ihnen darin zur Seite, sondern die Intuition in das Lebewesen als Ganzes . . . Folgt ein solcher Diagnostiker der intuitiven Methode Goethes unbewußt, Goethe hat sie mit Bewußtsein in die Wissenschaft eingeführt. Sie führte ihn zu Ergebnissen, die nicht mehr bestritten werden, nur die Methode ist noch nicht allseitig erkannt.» Damit ist doch eine Forderung der Erkenntnis aufgestellt, an deren Erfüllung heute intensiv gearbeitet werden müßte.

Karl Julius Schröer

Vorwort zu der Schrift «Goethe und die Liebe»

mit Schröers Anmerkungen im Anhang*

Der zweite der nachfolgend mitgeteilten, populären Vorträge über *Goethe und Marianne Willemer* fand statt zum Besten des wissenschaftlichen Klubs in Wien, den 4. Jenner 1878. Bei dem Bankett des Klubs, das an demselben Abende dem Vortrage gefolgt ist, vollzog sich die Gründung des Wiener Goethevereins. – Der erste über *Goethe und die Liebe, Einleitung zu Stella*, wurde gehalten im Goetheverein, den 22. Jenner 1884. – Obwohl er der Zeit nach später entstanden ist, stelle ich den letzteren voran, wegen seines Inhalts, der sich doch mehr auf des Dichters Jugendzeit bezieht, indem der andere nur mit dessen zweiter Lebenshälfte zu tun hat. Gedruckt erschien der erste seinerzeit in der *Deutschen Zeitung* in Wien, der zweite ebenso im *Frankfurter Journal*.

Beide behandeln ein Thema, das einen der Punkte berührt, über die, wie es immer noch scheint, ein allgemeines Mißverstehn – das Gewöhnliche ist. Solche Punkte sind noch z. B. Goethes Menschenliebe und Goethes bis an sein Lebensende bewahrter Freisinn, Punkte, über die man die schiefsten Urteile immer noch vernimmt. Natürlich nicht von den wenigen, intimer eingeweihten Kennern Goethes. Dem jüngeren Geschlecht ist ein eindringenderes Anschauen des Dichters, wie es scheint, erschwert; dennoch glaube ich hoffen zu dürfen, daß sich in nicht zu ferner Zeit auch hierin ein volleres Licht in weiteren Kreisen Bahn brechen wird.

Im Anhange¹⁾ erlaube ich mir noch einen Aufsatz mitzuteilen, der in der Neuen Freien Presse des 22. März 1882 von mir erschienen ist: 50 Jahre nach Goethes Tod. In demselben ist von den Wandlungen der Anschauungen über Goethe seit seinem Tode die Rede. Damit wünschte ich den Gegenstand, von dem in den vorliegenden beiden Vorträgen gehandelt wird, dem Zusammenhange mit der Betrachtung der ganzen Persönlichkeit Goethes näher zu bringen. In diesem Sinne sei auch hier noch einer einleitenden Bemerkung Raum gegönnt.

Es hat wohl immerhin etwas Lastendes, Epigone zu sein. Jedes heranwachsende Geschlecht ist doch von dem Gefühl erfüllt, daß mit ihm erst die Welt beginne, die Menschheit in die wahre Strömung gelange. Man kann es nicht tadeln, es verbürgt uns die ungebrochene Triebkraft im Entwicklungsgange der Menschheit.

Dennoch muß man zuweilen gewahren, daß ein Höhepunkt erreicht und endlich überstiegen ist; das nachwachsende Geschlecht strebt wohl noch höher hinauf und merkt es nicht, daß es sich auf dem Wege bergab befinde. Es hascht

* Karl Julius Schröer: *Goethe und die Liebe*. Heilbronn 1884. Neudruck im Verlag Der Kommende Tag, Stuttgart 1922.

nach neuen Idealen geringerer Natur, wie sie am abwärts führenden Wege stehn, überschätzt ihre Bedeutung leicht, es kennt keine anderen! und versteht bald die erhabenen Vorfahren nicht mehr. Das ist denn einer der Punkte, wo man sich mit Goethe damit trösten muß, daß gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß die Menschheit auf eine lange Dauer berechnet ist.

Jede große Zeit ist ein Appell an die Zukunft, und nicht zu verlangen ist, daß sie sich unmittelbar bei der Mehrheit des nächsten Geschlechts fortsetze.

Goethe wußte das wohl und sagte manches bedeutende Wort, das geeignet ist, uns über diese Erscheinung zu erheben. «*Meine Sachen*», sagt er zu Eckermann, den 11. Oktober 1828, «*können nicht populär werden.* – Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.» Und den 22. Februar 1829: «Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer mehr im Besitz einzelner Vorzüglicher sein.» In seinen Sprüchen in Prosa heißt es (862): daß Jeder, der sich in höherem Sinne ausbilde, voraussetzen könne, *daß er die Majorität gegen sich habe.* In bezug auf falsche Lehrmeinungen tröstet er sich in den Wanderjahren (3. Bd. 14. Kap.) damit, wenn sich auch eine solche Meinung kontagiös [ansteckend] über die Menge verbreite und dadurch das Falsche die Oberhand gewinne, daß doch *immer eine Minorität für das Wahre* übrig bleiben werde und wenn sie sich in einen *einzigsten Geist* zurückzöge, und (Kap. 11): «Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken. Wir lassen sie freilich gelten im notwendigen Weltlauf: im höheren Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie (S. Loeper zu dem Spruch 945).»

In bezug auf neuere Zeitrichtungen will ich besonders einer gedenken. Wenn in unserer Zeit die Ansicht auftaucht, daß man die Methode der Naturwissenschaften übertragen müsse auf das Gebiet historischer, philosophischer und philologischer Untersuchung, so kann ein solcher Gedanke nicht verfehlen, Interesse zu erregen. Natürlich wäre es eine große Sache, wenn es gelänge, die Gesetzmäßigkeit, die wir in der augenscheinlichen Welt wahrnehmen, in der sittlichen wieder zu finden und so die Eine an der Anderen zu prüfen und zu bemessen.

Indem wir dies aussprechen, müssen wir freilich im voraus auf die Zustimmung derjenigen verzichten, die das Vorhandensein einer sittlichen Welt in Abrede stellen. Wir wissen, daß ein großer Teil unseres Geschlechts bereits groß gewachsen ist in Anschauungen, die jene Welt, als einen Organismus für sich, nicht erkennen wollen, ja dies Nichterkennen sogar für Freisinn halten möchten. Dieser Anschauung ist jedes Kunstwerk, jedes Werk schöpferischen Menschengeistes, etwas *nur* Materielles, sowie der Geist selbst, weil das erstere durch die Materie zur Anschauung kommt, der letztere, soviel wir wahrnehmen können, nur im irdischen, körperhaft vorhandenen Menschen sich darlebt. Mit dieser derben Form des Materialismus haben wir keine Hoffnung uns zu verständigen. Er schließt ebenso Ideen wie auch Ideale und somit auch Alles aus, womit uns Goethe und Schiller beschenkten. Wir können nur zu denen sprechen, die erkennen, daß

in der sittlichen Welt, wenn sie sich auch physischer Mittel bedienen muß, um zur Erscheinung zu kommen, nicht physikalische Gesetze walten, daß sie vielmehr daran erkannt wird, daß sie ein Organismus ist, der durch Gesetze besteht, die nicht die physikalischen sind.

Es war eine große Zeit, als der Geist Platons dem Worte *Idea* jene höhere Bedeutung gab, zu der sich nur ein Geist wie der seine aufschwingen konnte; es war auch eine große Zeit, als der deutsche Geist sich zu ihm erhob und das Vermögen, Ideen wahrzunehmen, als Vernunft bezeichnete. – Das Bedürfnis nach Vernunft-, in Gegensatz zu Verstandesbegriffen beurkundet die Größe jener Zeit, so wie ein geringerer Höhestand der Epigonenära sich dadurch zu kennzeichnen scheint, daß ihr jenes Bedürfnis abhanden gekommen ist (Vgl. Anmerkung 3).

Wenn sich nun darum handelt, Methoden der Naturwissenschaften auf die Erscheinungen der sittlichen Welt anzuwenden, so wird man wohl erwägen müssen, daß es doch der Methoden mancherlei gibt, und daß dann Alles darauf ankommen wird, die *rechte* zu finden. Wir erinnern uns einer Methode, deren Hinfälligkeit Goethe früh erkannt hat²⁾, indem er sie von Mephistopheles beschreiben läßt (Faust 1, 1582 f.):

Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in der Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.

Dieser klassische Ausspruch hat etwas so unmittelbar Überzeugendes, daß er ohne Widerspruch angenommen wird und von Mund zu Mund geht. Dennoch wird die Naturforschung, indem sie mit dem Organischen zu tun hat, es sich nicht nehmen lassen: das Lebendige zu zergliedern, zu zersetzen und aus den Teilen das Ganze erkennen zu wollen. Wer möchte auch absehen von den Mitteln, die die Chemie und Anatomie der Physiologie bietet? Goethe selbst wußte sie gar wohl zu würdigen. Er vermißte nur dabei *das geistige Band*, das die Lebendigkeit der Teile bewirkt und er hoffte nicht, auf dem Wege der Zergliederung und der Zersetzung es zu finden. Das des Lebens beraubte Organische ist ihm nicht mehr ein Organisches: es folgt nur chemischen, physikalischen Gesetzen. Als es lebte, folgte es außer diesen *auch noch anderen*, durch die das physikalische Gesetz selbst aufgehoben werden konnte. Diese Anschauung ist bei Goethe mehr, als ein geistreicher Gedanke. Sie ist eine in seiner ganzen geistigen Individualität begründete *Idee*, die ihn als dichtenden Künstler unbewußt «in der Dumpfheit» leitet, die ihn bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen führt, deren er sich endlich im Umgange mit Schiller bewußt wird und die der Schlüssel zu seinem dichterischen Schaffen, wie zu seiner wissenschaftlichen, intuitiven Methode ist.

Er dringt mit seinem tiefen Blicke jedem Objekt, jeder Individualität gegenüber bis zu der ihnen innewohnenden Idee durch³⁾ und stellt sich so Schillers sub-

jektivem mit seinem objektiven Idealismus gegenüber, womit die Gegensätze ihrer Naturen, sowie das übereinstimmende idealische Moment in Beiden ausgesprochen ist.

Auf solche Anschauungen einzugehen ist nun unsere Zeit wenig geneigt: dennoch möchte ich ihnen zu vertrauen nicht anstehn, und zwar in Hinblick auf den Höhepunkt unserer Epoche, der sie entsprungen sind und die durch Schiller und Goethe gekennzeichnet ist.

Ihnen gegenüber dürfte es wohl an der Zeit sein, zu erkennen, daß es sich zunächst nicht darum handelt, sie zu überbieten, als vielmehr darum, sie zu erreichen, zu erfassen und den damit gewonnenen Besitz zu behaupten.

Die Menge schwankt im Urteil mit dem Wechsel der Mode, wird von großen Wahrheiten ergriffen und verfällt leicht wieder dem Irrtum.

Einen «ideellen Montserrat», eine einsame Höhe nannte Goethe den Standort, auf dem er sich heimisch fühlte. – Wenn es nun Aufgabe der Forschung ist, seinem Verständnisse näher zu kommen, so wird die größte Sicherheit der Erkenntnis gewiß *die* sein, die aus seinen Schöpfungen und seinem Wesen in vollem Zusammenhange, als aus einem Ganzen gewonnen wird. Die intuitive Methode, der er in seinen wissenschaftlichen Schriften gefolgt ist, wird damit auch in der Goetheforschung in Anwendung gebracht.

Es ist leicht zu erkennen, daß ein schöpferischer Geist gleichfalls, dieser Methode entsprechend, zu seinen dichterischen Schöpfungen gelangt ist. Wenn es uns gelingt, Einblick zu gewinnen in den Vorgang, wie sich in Goethes Geist eine Schöpfung, von Außen durch ein Bild angeregt, unwillkürlich vertieft und gestaltet, indem er das Ideale, Allgemeine, im Realen, Einzelnen erschaut, so belauschen wir die Natur in ihrem Schaffen, in dem die Natur nachschaffenden Geist⁴⁾. Und wenn wir entdecken, daß der Dichter als Forscher der lebendigen Natur gegenüber in derselben Weise vorgeht, wie bei jenem unbewußten Schaffen, so verlangt diese seine Methode wieder ein Schaffen, ein die Natur nachbildendes Denken. Es sei fern von mir, den Wert philologischer Arbeit in allem Einzelnen zu verkennen. Goethes Sprache, die mundartliche Grundlage, der Einfluß älterer und zeitgenössischer Schriften auf ihn, sein Wortschatz, die Umgestaltung der Formen während seiner Epoche sind gewiß ebenso wie die Zeitströmungen während seines Lebens beachtenswerte Dinge, denen auch ich gelegentlich volle Aufmerksamkeit zugewendet zu haben glaube⁵⁾. Wenn man aber den Wert der Betrachtung Goethescher Schöpfungen in diesen Einzelheiten fand, und daneben gegen den ideellen Gehalt, den man zu gleicher Zeit darzulegen bemüht war, unempfindlich blieb, wie das hin und wieder der Fall war, so muß ich gestehen, daß es mich anwandelte, als hörte ich Mephistopheles oben zitierte Worte. Es schien mir ganz in Übereinstimmung mit anderen Erscheinungen der Zeit: als ob man nur an den Teilen Wohlgefallen hätte, die der Forscher in der Hand hält, und die Augen schlösse, wenn er hinweist auf das geistige Band, das sie belebt. –

Was uns aber Goethe ist, das liegt doch auf jenem ideellen Gebiet.

In dem Vorwort zu R. Steiners Ausgabe der wissenschaftlichen Schriften Goethes⁶⁾ habe ich versucht, auf das Verhältnis Goethes zu den wissenschaftlichen Zeitströmungen näher hinzudeuten. Hier möchte ich nur noch bemerken, in bezug auf die im Eingange erwähnten Punkte, daß auch Goethes Leben, sowie seine ganze Persönlichkeit nur dann richtig beurteilt und erkannt werden kann, wenn alles Einzelne immer mit dem Blicke auf das Ganze erwogen wird.

Dies wurde in den vorliegenden kleinen Vorträgen versucht, in bezug auf *Goethes Verhältnis zur Liebe*. Es wurde versucht in schlichtester, populärster Form.

Alles, was ich wünsche, schiene mir erreicht, wenn die vorgetragenen Anschauungen über diesen wichtigen Punkt geeignet wären, die hohe Persönlichkeit des Dichters auch weiteren Kreisen menschlich näher zu bringen.

Anmerkungen

¹⁾ *Nach fünfzig Jahren*. Zur Erinnerung an Goethes Todestag. (Zuerst erschienen in der Neuen Freien Presse vom 22. März 1882):

Fünfzig Jahre sind seit Goethes Tode vorübergegangen, und es will uns fast scheinen, als ob er jetzt wahrer und lebendiger vor unseren Augen stünde, als seinen Zeitgenossen vor fünfzig Jahren; als hätte bereits eine Art Auferstehung Goethes nach dem Tode stattgefunden.

Es ist gar keine Frage, wir sehen ihn heute mit unbefangeneren Blicken, als seine Zeitgenossen ihn sahen. Wir haben seit seinem Tode allerdings auch tiefere Einblicke in sein Leben gewonnen, durch das Erscheinen so vieler Briefwechsel und die übrige reiche Literatur über ihn. Der *junge Goethe* und der *alte Goethe* erscheinen nun in neuem Lichte und verschiedene Trübungen, die seine Gestalt zu seiner Zeit umgaben, schwinden mehr und mehr.

Da ist es denn vielleicht an dem heutigen Gedenktage gerade am Platze, einige Punkte hervorzuheben, an denen dies deutlich wird; indem sich nämlich erkennen läßt, daß eine Umwandlung der Anschauungen sich entweder schon vollzogen hat oder doch in nächster Zukunft vollziehen muß.

«Er war ein Höfling», so hieß es ja wohl von ihm. Was wäre auch natürlicher, als daß ein junger Dichter aus dem Bürgerstande, der an einem Hofe ausgezeichnete Aufnahme findet, ein Höfling würde! Wenn er französisches Wesen annähme, wie es an den Höfen herrscht, und sich möglichst assimilierte! Wenn er in seinen Dramen und Romanen, in den opulenten Sitten der vornehmen Welt schwelgte, als wüßte er gar nichts mehr vom bürgerlichen Leben! Kommt dergleichen nicht vor?

Bei Goethe finden wir nun allerdings, daß dies gerade nicht der Fall war. Nicht er akkommodierte sich der vornehmen Welt, er riß diese Welt im Gegenteil so mit sich fort, daß sie sich freute, mit ihm und durch ihn des Hoftones zu vergessen! In schlichte deutsche Bürgerlichkeit, voll innigen Seelenlebens, führte er die Fürstinnen und Fürsten und Adligen

des Hofes hinein und badete ihnen die Herzen in dem Urquell natürlicher Empfindung. In des Kaufmanns Wilhelm armes Zimmer führte er sie hinein, in dem Lustspiele: «Die Geschwister»; er war noch kein volles Jahr in Weimar, als es entstand. Er selbst spielte den Wilhelm, den bescheidenen Kaufmann, der sich freut über die alte Käsefrau mit der Brille auf der Nase, die ein Stück Käse nach dem andern auf die Wage legt, ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte! Wilhelm bemerkt bei der Schilderung dieses Genrebildes: «Der Erwerb im Kleinen ist mir ehrwürdig, seit ich weiß, wie sauer ein Taler wird, wenn man ihn groschenweise verdienen soll.» Und der Hof lauschte seiner Darstellung in atemloser Stille und fühlte, daß der Dichter sich in Wilhelm selber darstellte, so wie er es ja immer liebte, in einer noch schlichteren Gestalt aufzutreten, als ihm durch seine Stellung gegeben war. Wir können wohl überzeugt sein, daß Goethe zu Tränen hinriß in dieser einfachen Darstellung des Glückes durchbrechender Liebe! – In so anspruchsloser Form zeigte er dem Hofe das erstemal jene «goldene Zauberbrücke, die in die Wonnen der Himmel führt», wie Wilhelm sich ausdrückt. Die Vermählung der Poesie mit dem Leben, das Glück, das wir oft irrend außer uns suchen und ungesucht in uns finden, das «Doppelreich» der Poesie und des Lebens, d. i. des durch Liebe verklärten Lebens, was er dann vollkommener im *Wilhelm Meister*, im Märchen von der schönen Lilie, im *Faust* (2, 1943) aussprach.

Gewiß, wenn wir den jungen Goethe in Weimar beobachten, so finden wir ihn wohl voll Mut und Übermut und, zuweilen wieder, alle Welt entwaffnend durch selbstlose Güte, überraschend durch Besonnenheit und Maß; vom Höflinge finden wir keine Spur. In dieser Jugendgestalt ist er freilich nicht aller Welt bekannt. Man denkt bei seinem Namen gewöhnlich seiner Erscheinung, wie sie durch Rauchs Statuette typisch geworden ist. Wie ein überirdisches Wesen erscheint er da, ein majestätischer Greis von ungebeugter Kraft, aber in sich selbst beruhend, losgelöst von der übrigen Menschheit. Wir suchen vergebens die munteren Züge seiner Jugend in seinem Antlitze, wenn wir auch vernehmen, daß er auch im Alter noch von hinreißender Güte und Liebenswürdigkeit sein konnte.

Diese Erscheinung ist es, welche die Anschauung hervorgerufen, wie sie in der zweiten Hälfte seines Lebens bei den Zeitgenossen sich festsetzte.

Als einen Aristokraten, einen Hofmann betrachteten sie ihn, der sich der Welt verschließt und sich jederzeit als Minister fühlt. Wir begreifen wohl, daß er so erscheinen mußte; wir sehen aber nun auch, daß nicht er die Welt, daß vielmehr die Welt ihn verließ, und zwar deshalb, weil er über sie hinausgewachsen war und sie ihn nicht mehr verstand. Mit vollem Herzen kam er aus Italien zurück, ein neuer Mensch, glücklich in dem Gedanken, sich mitzuteilen über das Gewonnene, und er sollte erfahren – seine Freunde verstanden ihn nicht mehr! – Er reichte ihnen Iphigenie, Tasso und fand kühle Aufnahme. Er stand allein und blieb es, bis Schiller ihm näher trat, der nun die letzten zehn Jahre seines Lebens den großen Freund mit hingebendem Anteil beglückte und nun eigentlich sein einziges Publikum war. Hierin liegt's, daß sowohl ein großer Teil der Werke Goethes so schwer von Bedeutung ist, als auch, daß sie nicht populär werden konnten (s. oben Seite 11). Hochstehende Menschen waren nun das Publikum, das er vor Augen hatte. Hierin liegt nun auch der große Gewinn, den die Bildung aus seinen Werken zieht: sie heben uns auf den geistigen Montserrat höchster Kultur empor. Den Vergleich einer geistigen Zufluchts-höhe mit dem katalonischen Berge Montserrat mit seinen Einsiedlerkolonien gebrauchte Goethe wiederholt selbst.

Hierin liegt nun auch die Anziehungskraft, die Goethes Werke so nachhaltig auf die

Gebildeten üben, so daß das Verhältnis, in dem man zu Goethe steht, als Maßstab der Bildung gilt (wie schon Auerbach bemerkte).

Nach Schillers Tode stand er wieder allein. Unverstanden, falsch beurteilt! Ministerhaft, kalt nannten sie ihn, und die Jugend zählte ihn zu den Alten, die sich überlebt haben! – Nun haben seine Werke bereits jene Jugend überlebt, und wir bewundern seine Jugendlichkeit und seine Tatkraft, mit der er, den man für zurückgeblieben hielt, in seiner Einsamkeit, an seinen großen wissenschaftlichen Unternehmungen unverdrossen fortarbeitete, seiner Zeit weit voraus, so wie er auch immer noch von Zeit zu Zeit mit neuen bedeutenden Dichtungen hervortrat.

Nun wird man aber geltend machen, daß er doch, wenn nicht in der Jugend, so in späterer Zeit – ein Höfling war.

Darüber läßt sich nun folgendes bemerken. Wenn man denjenigen, der bei Hofe eine Stellung einnimmt und daselbst die herkömmlichen Formen kennt und beobachtet, einen Höfling nennt, so war Goethe allerdings ein Höfling, wie dies Minister gewöhnlich sind. Wenn man damit aber einen Charakter bezeichnen will, der seinem Fürsten seine Überzeugung zum Opfer bringt, dann verdient Goethe diesen Namen nicht. Die unzweideutigsten Lichter fallen auf ihn in dieser Hinsicht, z. B. bei seinem Konflikt mit dem Herzog 1808, als dieser in Goethes Befugnisse bei der Theaterleitung eingreifen wollte. Der Herzog erzürnte sich so sehr, daß er in Drohungen ausbrach. Goethe aber erklärte: er werde kein Haar breit weichen und müsse, wenn Serenissimus seinen Einwirkungen nicht entsagen könne, aus der ganzen Sache scheiden! – Ist das wohl ein Verhalten, wie man es Höflingen zuschreibt? – Mit einem Worte: sahen wir, daß Goethe in der Jugend kein Höfling war im gewöhnlichen Sinne; in diesem Sinne war er es im Alter auch nicht! Der zweite Teil des Faust beurkundet dies in Lapidarstil. Und nun der Punkt, daß er sich mindestens als Dichter überlebt habe!

Lästig mochte es ihm wohl sein, wenn er immer den ersten Teil seines Faust und andere Werke seiner Jugend rühmen hören mußte auf Kosten seiner späteren Schriften; wenn er erfahren mußte, daß er als abgetan betrachtet wurde. In solcher Stimmung entstanden wohl die Verse:

Da loben sie den Faust
Und was noch sunsten
In meinen Werken braust,
Zu ihren Gunsten.
Das alte Mick und Mack
Erfreut sie sehr.
Es glaubt das Lumpenpack
Man wär's nicht mehr!

Der mit 60 Jahren die erschütternde Romantragödie der *Wahlverwandtschaften* schrieb: er wär's nicht mehr! Der, ein Lustrum später, den reichen lyrischen Blütenkranz des *Westöstlichen Divans* schuf! Der mit 74 Jahren noch in vollen sonoren Glockentönen das hohe Lied der Liebe, die Elegie in der Trilogie der Leidenschaften sang! Der in den allerletzten Jahren seines Lebens den zweiten Teil des Faust vollendete: er wär's nicht mehr! –

Wohl unterscheiden sich seine früheren Werke von den späteren. Die ersteren ent-

standen, als er mitten im Strome der Menschen stand; die letzteren, als er, ihnen voraus, zu einer Höhe gelangt war, wo ihn erst die Nachwelt erreicht. Er hat auf dieser Höhe sich so breit angebaut, daß man sagen kann: es gibt keine Lebensrichtung, zu der nicht die höhere Weihe bei ihm zu holen wäre. Hoher Friede umgibt seinen Namen. In Kreisen höherer Bildung wird der Deutsche überall mit Goethes Namen sympathischen Anklang finden, selbst in Frankreich! Goethes große Gestalt bildet in unserer Epoche einen Höhepunkt, nach dem sich alle Nationen in ihren Gebildeten hingezogen fühlen. Er gab der deutschen Gesittung mit seinem kunstgeadelten und universalen Geiste die höhere Weihe und allumfassende Eigenart, so daß jede andere daneben als Stückwerk erscheint.

Er *muß* auf das Volk, das seine Sprache spricht, erziehend wirken und es auf eine Höhe heben, auf der es unüberwindlich und jedem Bildungsbedürfnis unentbehrlich werden wird.

Nur andeuten kann ich hier, daß Goethe, wie mich dünkt, in der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften noch einmal eingreifend zu Worte kommen muß, wenn die von England und Frankreich ausgehende, herrschende Strömung der Naturwissenschaften, welche die Philosophie vom Trone gestoßen, ohne sie zu kennen, ihre Flugkraft erschöpft haben wird.

Und so sehen wir denn Goethe, fünfzig Jahre nach seinem Tode, lebendiger, wahrer vor uns stehen, als er seinen Zeitgenossen vor Augen stand. Seine Wirkung wird jetzt gewiß deutlicher empfunden als vor fünfzig Jahren.

Wenn wir einen Blick werfen auf Weimar zu jener Zeit, so erhalten wir einen seltsamen Eindruck. Es erscheint uns da alles so beengt, so klein, nach den Maßen unserer Tage. Hingegen scheint Goethe seither, als ob er gewachsen wäre, so kolossal, daß selbst unsere Zeit zu ihm hinaufblicken muß!

Er starb so unerwartet! Noch den 15. März 1832 war er von wunderbarer Frische und Lebendigkeit. Acht Tage darauf, den 22. März, war er nicht mehr! Das Letzte, was er gesprochen haben soll, sind die Worte, «daß mehr Licht hereinkomme». Um halb 12 Uhr lehnte er sich bequem in den Lehnstuhl und hörte auf zu atmen. Die Todesanzeige seiner Schwiegertochter sagt: «Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im 83. Lebensjahre.»

Er hatte ein reiches Leben gelebt. Sein zweiter Teil des Faust war auch vollendet! Er konnte beruhigt die Augen schließen, sich in den Lehnstuhl drücken und denken:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergeh'n!

*) Nämlich schon zu Leipzig, und ganz deutlich zu Straßburg, den 14. Juli 1770, wenn er sagt: «Der Leichnam ist nicht das ganze Tier; es gehört noch etwas dazu, das Leben usw.»; s. mein Vorwort zu Steiners Ausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes (in Kürschners deutsche Nat.-Litt.), Seite X.

*) Schiller erkannte ihn: ist der intuitive Geist genialisch und sucht in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer nur Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen usw.: s. meine Einleitung zu Faust 2, XXX. Goethe steht mit seiner intuitiven Methode, mit der er im vergänglichen Individuum die

unvergängliche Idee, den Urtypus sieht, nicht so vereinzelt da, als man vielleicht annehmen möchte. In der Heilkunst preist man an großen Diagnostikern am Krankenbette den Tiefblick, mit dem sie den Habitus, den individuellen Typus des Kranken und daraus dann die Krankheit erkennen. Nicht ihr chemikalisches oder anatomisches Wissen steht ihnen dabei zur Seite, sondern die Intuition in das Lebewesen als Ganzes. Sie sind schöpferische Geister, die die Sonne sehen, weil ihr Auge sonnenhaft ist. Andere sehen sie eben nicht. Folgt ein solcher Diagnostiker der intuitiven Methode Goethes unbewußt, Goethe hat sie mit Bewußtsein in die Wissenschaft eingeführt. Sie führte ihn zu Ergebnissen, die nicht mehr bestritten werden, nur die Methode ist noch nicht allseitig erkannt.

4) Wie er von einem Bilde sich angezogen fühlt und erst in der Betrachtung auf ein allgemeines hingeleitet wird, das Dauernde im Wechsel, habe ich besprochen [in der Einleitung] zu Faust 2, 109–112 *. Wichtig ist in dieser Hinsicht, wenn dies auch ein sehr emsiger Gegner in Abrede stellt, wie Goethe durch Bilder angeregt wird, die ihm durch Hans Sachs vor die Seele treten. Nicht nur Goethes Satyros ist angeregt durch Hans Sachsens Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus, s. meine Ausgabe von Goethes Dramen, 1, 333, sondern auch das Auftreten des Mephistopheles im Faust 2, 116–1560, und die Erscheinung der Helena, 1765 ff., sind von Eindrücken aus Hans Sachs abzuleiten, s. meine Ausgabe 2, XX f. So die Mythe der Mütter aus Plutarch, s. daselbst Seite XLVI. Besonders anziehend ist die Entstehung von Fausts Himmelfahrt im Geiste Goethes, wozu wir die erste Konzeption auftauchen sehen in einem Briefe an den Maler Müller vom 21. Juni 1781, wo er demselben ein Bild entwirft, wie er sich denkt, daß die Himmelfahrt Mosis zu malen wäre: Engel heben den entzückt Verschiedenen in einer Glorie hinweg und der Böse kontrastiert zu dem Bilde mit schwarzen Schultern, indem er sich in einer Ecke im Vordergrund danach umsieht. Diese Stelle war noch nicht bekannt, als meine Faustausgabe erschien. Ich trug sie erst nach in der kleinen Schrift: Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Burgtheater (Henninger 1883) in den Anmerkungen.

5) In meiner Faustausgabe (Henninger 1881. 2 Bde.) und in meiner Ausgabe von Goethes Dramen (1883 f.) in Kürschners National-Litteratur bei W. Spemann. Berlin und Stuttgart.

6) Goethes Werke; 33. Teil. Naturwissenschaftliche Schriften, herausgegeben von R. Steiner, mit einem Vorworte von Schröer. Berlin und Stuttgart. W. Spemann (1884).

* Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Teil. 6. Auflage, Stuttgart. Einleitung S. XX ff.

C. S. Picht
Karl Julius Schröer

Vorbemerkung: Carlo Septimus Picht, 1887–1954, Sohn eines deutschen Vaters und einer italienischen Mutter, bis zum Ende des Ersten Weltkrieges Berufsoffizier, war seit 1919 in der anthroposophischen Bewegung tätig. 1926 erschien seine erste große Arbeit, die der Zukunft des Lebenswerkes Rudolf Steiners gewidmete Bibliographie «Das literarische Lebenswerk Rudolf Steiners». Von 1931 bis 1935 redigierte er die Zeitschrift «Anthroposophie». Ein halbes Jahr vor dem Verbot der Anthroposophischen Gesellschaft brachte er ein Gedenkheft zum zehnten Todestag Rudolf Steiners am 30. März 1935 heraus, in dem vier in der Zeitschrift «Das Reich» erschienene Aufsätze Rudolf Steiners und ein Beitrag von Marie Steiner über «Rudolf Steiner und Christian Morgenstern» sowie ein Aufsatz von ihm selbst über «Die Territorien des Vortragswerkes Rudolf Steiners» mit einer kartographischen Darstellung enthalten waren. Neuerdings wurde diese Karte auf der in unseren Heften wiederholt erwähnten Wanderausstellung «Das Lebenswerk Rudolf Steiners» gezeigt. Zu Pichts bedeutendsten Veröffentlichungen gehört die Herausgabe der 13 Bände «Kunstgeschichte als Abbild innerer geistiger Impulse». Ihm ist es u. a. auch zu verdanken, daß die Säulen aus dem Kultraum des Stuttgarter Hauses Landhausstraße 70 vor der Gestapo gerettet werden konnten.* Nach dem Zweiten Weltkrieg gab er im Auftrag Marie Steiners eine Reihe von Vorträgen heraus. Seine sachgemäßen Hinweise gelten noch heute als vorbildlich. Im Mellinger Verlag, Stuttgart, erschien 1964 der Band: C. S. Picht «Gesammelte Aufsätze, Briefe und Fragmente», der eindrucklich von einer künstlerischen Betrachtungsweise und umfassenden Bildung zeugt.

Sein nachstehender Aufsatz erschien *zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Karl Julius Schröer am 11. Januar 1925* in der Wochenschrift «Das Goetheanum» 4. Jahrgang, Nr. 2 vom 11. Januar 1925. g

Rudolf Steiner hat in seinem Buche «Vom Menschenrätsel» und in der Autobiographie «Mein Lebensgang» seinem verehrten Lehrer und Freund *Karl Julius Schröer* ein aus tiefem Eingehen auf diese Persönlichkeit geschöpftes Denkmal gesetzt. Die Art, wie da gesprochen wird, bringt es mit sich, daß zu Karl Julius Schröer zunächst auch ohne Kenntnis seiner Schriften ein Verhältnis von ganz besonderer Herzlichkeit gefunden werden kann. Es wäre heute ohne dieses Denkmal vielleicht – außer bei einigen noch lebenden Zeitgenossen – von Schröer nicht mehr allzuviel die Rede; nennt man doch seinen Namen nur noch gelegentlich in der Goetheforschung oder im Zusammenhang mit den von ihm seinerzeit gesammelten Weihnachtsspielen, die auch gerade durch Rudolf Steiner neuerlebt und einer weiteren Verbreitung zugeführt worden sind. Und doch steht diese

* Siehe E. A. Karl Stockmeyer «Von Vorläufern des Goetheanum» in «Bilder okkultur Siegel und Säulen», Bibl.-Nr. 284/285, Gesamtausgabe 1977.

Persönlichkeit wie der letzte zarte, aber deutliche Schimmer jener gewaltigen Abendröte geistiger Kultur, die an den Namen Goethe und seine Zeit geknüpft ist, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Während Goethescher Geist im Bewußtsein der Menschen mehr und mehr versandet, während deutscher Idealismus zur Verfinsterung überschattet wird von ganz anders geartetem Denken, lebt ein Gelehrter, eine menschlich liebenswürdige Persönlichkeit, zugleich Repräsentant einer ganz besonderen Seite des Österreichertums wie durchdrungen von einer nie erlahmenden Begeisterungsfähigkeit für den deutschen Idealismus – von der Rudolf Steiner sagt: «Ich hatte wirklich immer, wenn ich so allein mit Schröer saß, das Gefühl, daß noch ein dritter anwesend war: «Goethes Geist». Von wem hätte um diese Zeit Ähnliches gesagt werden können!

Als Schröer am 11. Januar 1825 zu Preßburg geboren wurde, da waren durch seine Eltern für ihn Bedingungen gegeben, die der späteren Eigenart seiner Persönlichkeit zur besten Entwicklung dienen konnten. Die Schriften des Vaters, des Schulmanns und vielseitigen Schriftstellers Tobias Gottfried Schröer, bekannt unter dem anagrammatischen Pseudonym Chr. Oeser (S)chr.öser), zeigen ein bewußtes Wurzeln in deutscher Geistesart, das seine schönste Bestätigung gefunden hat neben der Auswirkung im Sohne auch in der sehr bedeutenden Verbreitung eben dieser Schriften gerade in Deutschland. Diesen stehen zur Seite in naiv einfacher, aber erstaunlich sicherer, sympathischer Frauenart die «Briefe und Blätter von Frau Therese», unter welchem Namen die Mutter, die einer Familie Langwieser entstammte, schrieb. In dem Schrifttum dieses Elternpaares spiegelt sich wieder das geistige Erbe der vorhergehenden Jahrhundertwende, – ungeachtet der anspruchslosen Form, in der es in Erscheinung tritt – das hier Leben geworden ist. Bis in feinste Einzelheiten erscheint darin anschaulich die Atmosphäre, in der Karl Julius Schröer aufwuchs. Sei es die Schilderung eines Weihnachtsvorabends, wo die Kinder – allein unter sich – darunter Karl Julius, wetteifern, das schönste Weihnachtsgedicht der deutschen Literatur vorzudeklamieren, seien es die mütterlich sorgenden Briefe, die den auf deutschen Universitäten lernenden Sohn erreichen – in allem lebt der idealistisch vertiefte Hauch eines deutschen Familienlebens, gestärkt und doppelt aufgerufen durch die exponierte Stellung eines protestantischen Hauses in nichtdeutscher und klerikaler Umgebung.

Aus solchen nächstliegenden Zusammenhängen heraus, wurde Karl Julius Schröer Schulmann, Sprachforscher und Goetheanist. Auf allen drei Gebieten hat er eine umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltet, in alle drei spielt seine menschliche Eigenart so warm hinein, daß immer wieder der erlebende Beobachter, nicht der Gelehrte allein im Vordergrund bleibt. Dies zeigt sich besonders in der Art seiner Mundartenforschung. Wenn er darin auch dem rein Philologischen in weitem Maße gerecht geworden sein mag, – mit welcher Liebe widmet er sich doch der Schilderung der menschlichen Verhältnisse, in die ihn die Forschung hineinführte. Sind uns nicht zum Beispiel die Weihnachtsspiele gerade dadurch

unendlich nähergerückt, daß wir aus Schröers Angaben die ganzen Zusammenhänge überschauen und nacherleben können, aus denen heraus die Spiele entstanden sind, überliefert und aufgeführt wurden und die den Grundton bilden, aus dem allein ein richtiges Verständnis gerade dieser Volksspiele und ihrer Eigentümlichkeit gewonnen werden kann. Man darf sagen: in einem Augenblick, wo über kurz oder lang die Welle eines materialistischen Zeitalters diese Spiele auch aus zähester Bauernüberlieferung wegzuschwemmen oder wenigstens ganz zu veräußerlichen drohen mußte, rettete sie Schröer in ihrer ganzen Eigenart. – Bezeichnenderweise beginnt die erste selbständige Schrift Schröers, die sich mit dem Volksleben beschäftigt*, mit einem Kapitel, das betitelt ist: «Vorerinnerung über die *«Unnützen»* Dinge in den Wissenschaften überhaupt» und den Worten: «Die Natur läßt sich bei ihren größten Heimlichkeiten immer ungerne belauschen . . . , aber nicht nur die *leibhafte*, auch die sittliche Natur hat ihre Verborgenenheiten, die eben wegen ihrer Verstecktheit den Forschern mit unwiderstehlichem Zauber anziehen.» In den, von mancher Seite als «unnützig» angesprochenen Feinheiten, glaubte Schröer gerade die «geistgeadelte Atmosphäre» – wie er sich ausdrückt, – einer deutschen Wissenschaft erblicken zu müssen.

Sein Beruf als Schulmann brachte es mit sich, daß zahlreiche pädagogische Abhandlungen aus seiner Feder hervorgingen. Sie tragen das starke Gepräge seines tiefen Verständnisses für Sprachgeist, als Grundnerv alles Lehrens. Andererseits sind sie durchdrungen von der Einsicht, daß nicht Gelehrsamkeit, sondern Erziehungskunst das wahre Wesen des Unterrichts bilden muß. Bis auf Gymnastik und Kalligraphie, dem «Gelehrten» sicherlich fernliegende Gebiete, erstrecken sich seine umfassenden Hinweise und Anregungen.**

Die letzten Jahrzehnte seiner literarischen Tätigkeit widmete Schröer fast ausschließlich Goethe. Durch Gründung des Wiener Goethe-Vereins und als Herausgeber der «Chronik» dieses Vereins entfaltete er eine reiche Tätigkeit auf diesem Gebiete, nachdem er durch seine Faustausgabe, seine Mitarbeit an der Kürschnerschen und der Sophienausgabe und durch andere Schriften über Goethe in die Reihe der Goetheforscher eingetreten war. Es genügt, die ersten acht Bände der «Chronik» gelesen zu haben, zu der Schröer das meiste beigesteuert hat, um ganz unterzutauchen in die Goethezeit. Es gibt kaum etwas, was ungezwungener, sympathischer, wärmer die Stimmung widerzuspiegeln vermöchte, die für diese Zeit so charakteristisch ist. Es gibt auch kein Buch, das ein feinfühligere Verständnis für das Verhältnis Goethes zu den Frauen zeitigen könnte wie seine Schrift: «Goethe und die Liebe».

In Schröers Alter, das durch Siechtum ihn in stiller Zurückgezogenheit seinen Lebensausgang verbringen ließ, fiel ein Schatten durch den Kampf um das

* «Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungarn», Preßburg 1855.

** Vgl. *Lauer, Dr. H. E.*: K. J. Schröer, Unterrichtsfragen in «Oesterr. Bote», Jahrg. 1922, No. 12 (mit Bild).

Goethe-Denkmal von Wien, das der Initiative Schröers die Inangriffnahme verdankte. Er scheint mit großer Erbitterung geführt worden zu sein. Jedenfalls trat Schröer aus dem Goethe-Verein aus und legte auch die Redaktion der «Chronik» nieder. Sein «Abschiedswort des Redakteurs» ist wohl außer der Neubearbeitung der III. Auflage seiner Faustausgabe das letzte, was Schröer geschrieben hat. – Man mag es als besonders tragisch empfunden haben, daß dieses Denkmal eingeweiht wurde zu einer Stunde, in der Schröer schon mit dem Tode rang, daß die allerhöchste Auszeichnung und Anerkennung, die manches gut machen sollte, einen Sterbenden erreichte. Mag der Streitpunkt gelegen haben wo immer – das Schicksal ersparte Schröer, noch an Dingen teilzunehmen, die so ganz veräußert worden und weit entfernt waren von dem Wollen, aus dem heraus sie von ihm gedacht gewesen waren.

Schröer hat Faust den «Helden des deutschen Idealismus» genannt. Blickt man heute auf Schröer zurück – man möchte auch ihn so nennen. Fand er auch aus diesem Heldentum nicht den Weg in die neue Zeit, so wuchs doch unter seinen Augen, von ihm noch nicht erkannt, aber aus seiner Einstellung heraus liebevoll betreut und gefördert, das Lebenswerk Rudolf Steiners heran, freilich in völliger Gedankenselbständigkeit, aber doch sichtbar verknüpft mit der Geistesart Goethes durch die Persönlichkeit Schröers. Mit dem Wachsen dieses Lebenswerkes ist auch Schröers Name hinübergetragen in eine neue Zeit. In vielen Menschenherzen wird sein freundliches Bild fortleben. Jährlich erneuert sich das Gedenken an ihn bei den vollendeten Aufführungen seiner Weihnachtsspiele zu Weihnachten in Dornach. Die geistdurchdrungene Ursprünglichkeit der dortigen Darstellung ist nicht wieder zu erreichen. – Aus ihnen spricht verborgen, aber ganz besonders innig der innerste Zug seines Wesens.

Rudolf Steiner

Fragmentarisches in der Dichtung Goethes

Vorbemerkung: Die folgenden Ausführungen Rudolf Steiners bilden einen Teil seiner Fragenbeantwortung auf einem Ausspracheabend am 15. August 1921, der Goethe gewidmet war. Sie wurden erstmals unter dem Titel «Einiges über Wilhelm Meister» in der Wochenschrift «Das Goetheanum» 1935, 14. Jahrgang, Nr. 32, 11. August 1935 veröffentlicht. Ein anderer Teil der Fragenbeantwortung, der sich auf die Metamorphose der Pflanzen bezieht, ist im Nachrichtenblatt «Was in der Anthroposophischen Gesellschaft vorgeht», 12. Jahrgang, Nr. 32 abgedruckt. Innerhalb der Gesamtausgabe ist die Aufnahme in den geplanten Band «Fragenbeantwortungen», Bibl.-Nr. 244, vorgesehen.

8

Es ist dies Fragmentarische etwas, was eigentlich eine Seite in Goethes Wesen im allerermitentesten Sinne ausmacht. Wir haben in Goethes Werk nicht nur zahlreiche Fragmente, die deutlich äußerlich den fragmentarischen Charakter zeigen, die in den nachgelassenen Werken ja auch vielfach gesammelt sind, sondern es ist schon so, daß Goethes Werke oft durch und durch einen fragmentarischen Charakter haben.

Für den «Wilhelm Meister» ist zu sagen, daß Goethe darin darstellen wollte die Art, wie der einzelne Mensch als Individualität hineingestellt ist in menschliche Zusammenhänge, in gesellschaftliche Verhältnisse; wie diese hineinspielen in das einzelne menschliche Gemüt, in die einzelne menschliche Seele. Goethe hat wirklich seiner Lebensauffassung – womit ich nicht bloß eine Theorie meine, sondern die ganze Verfassung des Seelenlebens gegenüber der Außenwelt – in seinen verschiedenen Epochen, in denen er immer weiter und weiter sich durch Erfahrung bereichert hat, eine andere Nuance gegeben, und wir können sehr deutlich diese aufeinanderfolgende Nuance seiner Lebensauffassung sehen, sagen wir, durch die italienische Reise – eine erste bedeutsame Nuance seiner ganzen Lebensauffassung. Zuerst, bevor er diese italienische Reise macht, steht er selber so im Weltenzusammenhänge drinnen, wie das etwa herausstürmt aus den ersten Szenen seines «Faust» – natürlich den ersten Szenen, wie sie vorliegen im sogenannten «Urfaust», und dann im Fragmente vom Jahre 1790. Da fehlt zum Beispiel noch der «Prolog im Himmel», der erst gegen Ende der 90er Jahre entstanden ist; den hätte Goethe in der Zeit, in der er die ersten Faustszenen geschrieben hat, gar nicht hinschreiben können. Goethe fühlte subjektiv in sich selber alle jene Widersprüche, die hereingeworfen werden in das einzelne menschliche Wesen aus den gesellschaftlichen Verkettungen heraus, in die der Mensch hineingestellt ist. Jenen Ausgleich, der gewissermaßen sich von einem höheren Gesichtspunkte aus vollzieht, wie er dann im «Prolog im Himmel» dargestellt ist, das konnte Goethe

in der Zeit, in der er die ersten Faustszenen gedichtet hat, natürlich nicht schreiben.

Und ein Ähnliches sieht man im «Wilhelm Meister», nur noch um ein gutes Stück klarer und deutlicher als beim «Faust». Als *Schiller* dasjenige, was in den 90er Jahren fertig war von dem «Wilhelm Meister», im Manuskript in die Hand bekam, hat er die bedeutungsvollen Worte aus einer unmittelbar elementaren Empfindung heraus geschrieben¹⁾: «Der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn.»

Natürlich muß man ein solches Wort nicht pressen, sondern so nehmen, wie es aus einer Eingebung und Empfindung eines Augenblicks heraus geschrieben ist. Wie Goethe, trotzdem er im Grunde genommen subjektivst Erlebtes gerade im «Wilhelm Meister» darstellen wollte, trotzdem sich objektivieren konnte, draußen in den Erscheinungen selber leben konnte, und – weil die Erscheinungen, die Phänomene des Lebens auch da, wo sie in das menschliche Wesen heraufspielen, im Grunde genommen zunächst zu keinem Abschluß kommen können – in dieses fragmentarische Wesen verfiel, war er für Schiller der Mensch wie er sich gerade in Wilhelm Meister darstellt, war Goethe der Mensch, der untertauchte in die Lebensprobleme und dadurch sie nebeneinanderstellte und nicht in einer abstrakten Weise lösen wollte. Das war gerade, was Schiller dazumal als das außerordentlich Dichterische empfand. Man kann es natürlich ebensogut das Fragmentarische nennen.

Goethe empfand später, wo er dann mehr reflektierend auf diese Dinge sah, wie man eigentlich – und das ist außerordentlich wichtig in bezug auf Goethes Weltauffassung – Probleme, die einem ernst aus dem Leben entgegentreten, in einer einfach abstrakten Weise gar nicht lösen kann²⁾. Sie werden eben durch solche Abstraktionen nicht gelöst. Und Goethe spricht in einer sehr interessanten Weise über Spiegelungen. Goethe läßt immer das eine Phänomen dadurch sich selber aufklären, daß er das andere danebenstellt und die beiden Phänomene, die Lebensphänomene überhaupt gegeneinander sich spiegeln läßt: die Begriffe, die da leben in Goethes Weltauffassung, die die Abstraktlinge überhaupt nicht leicht ahnen können, weil sie von der Schwierigkeit gerade der Lebensprobleme im Grunde genommen doch keine Ahnung haben.

Nun aber doch: Goethe war eben das Jugendliche eigen, auch als er die ersten Teile des «Wilhelm Meister» schrieb. Er schrieb aus seinen Erfahrungen heraus dasjenige, was sich ihm ergab, auch so ergab, daß sich das einzelne Lebensereignis immer den anderen gegenüberstellte, es aufklärte, ohne daß man selber nötig hat, gewissermaßen abstrakt widerspruchlos irgend etwas begrifflich hinzupfählen. Und aus dieser Jugendlichkeit heraus haben die ersten Teile des «Wilhelm Meister» immer einen gewissen episodischen Abschluß; sie gliedern sich ineinander. Und gerade so wie beim «Faust» war Goethe dazu gedrängt, im späteren Alter das Leben auch in «Wilhelm Meister» fortzuführen.

Nun nehme man nur einmal «Wilhelm Meisters Wanderjahre». Am anschaulichsten wird es vielleicht, wenn man ein bißchen auf die Entstehung hinsieht.

Im Grunde genommen eine Aufeinanderfolge von einzelnen in sich schön abgeschlossenen Bildern, dazwischen – nun, wer Goethes Leben und Arbeitsart im späteren Alter kennt – am «Wilhelm Meister» drückt es sich gerade besonders aus –, der weiß, wie das eigentlich ist: immer dazwischen geschoben dasjenige, was er über das eine oder das andere fragmentarisch hingeworfen hat. Man kann manchmal noch verfolgen, wie Goethe bis in das Korrekturenlesen hinein zwischen zwei Abschnitte wiederum irgend etwas hineinwarf, was er nun gerade zur Hand hatte, weil er ausfüllen wollte einen Bogen, der noch nicht voll besetzt war, und dergleichen. Das ist gerade bei «Wilhelm Meister» der Fall. Weil er aus der ganzen Fülle in Goethes älterer Lebenserfahrung geschöpft sein sollte, so ist der «Wilhelm Meister» im allerreineren Sinne Fragment geblieben und läuft auch fragmentarisch ab.

Dagegen sind die einzelnen Dinge drinnen in sich abgeschlossen. Das ist das Eigentümliche bei Goethe, daß er eine Lebensepisode, ich möchte sagen, vollsaftig, innerlich voll, mit Fülle abzuschließen in der Lage ist, daß ihm aber das Leben etwas ist, was ins Unbestimmte, Unbegrenzbare ausläuft; und daß er gar kein Bedürfnis hat, eigentlich abzuschließen. «Faust» ist ja äußerlich abgeschlossen; aber so, daß Goethe zu Hilfe genommen hat das katholische Ritual in den Bildern, durch die er den zweiten Teil des «Faust» abschließt. Es ist ein Großartiges, ein Gewaltiges da. Und wenn man gerade diese Eigenart bei Goethe, dieses in sich selber das Leben in Fragmenten Empfinden, ins Auge faßt, wird man selber geradezu hineingerissen, die Dinge wiederum lebensvoll zu betrachten. Ich will Ihnen dafür ein Beispiel angeben.

Ein solches Fragment, das nicht zur Ausführung gekommen ist, also auch äußerlich nicht zur Ausführung gekommen ist, das ist Goethes «Nausikaa». Nun, Philologen haben natürlich den Drang, die Dinge anders zu betrachten als in jenem Flusse, in dem sie betrachtet werden müssen, wenn man zum Beispiel über Goethes fragmentarisches Wesen spricht, und so hat denn die Philologie sich bemüht, solche Fragmente wie «Nausikaa» zu schildern, zu interpretieren so, wie sie Goethe etwa hätte vollenden wollen. Gerade beim Nausikaa-Fragment kann man interessante Studien machen. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß es einmal bei einem Gespräch im Weimarerischen Goethe-Archiv war – es ist dann auch, glaube ich, von *Herman Grimm* aufgezeichnet worden –, daß Herman Grimm sich gerade über diese Vollendung, das Vollendet-Denken von Goetheschen Fragmenten aussprach – im Gegensatz etwa zu der rein philologischen Schule von *Wilhelm Scherer*^{*)}; daß Herman Grimm sich so aussprach: Goethesche Fragmente kann eigentlich jeder vollenden, wie er will, wie er empfindet, wenn er, was Goethe da verlassen hat, auf sich wirken läßt; denn irgendwie philologisch an die Sache heranzugehen und sich vorzustellen, wie Goethe sie vollendet hätte, ist ja überhaupt Unsinn. – Herman Grimm gebrauchte mit Recht, wie ich glaube, dazumal das Wort «Unsinn». Er sagte: Man nehme nun einmal an, Goethe hätte diese Zettel, auf denen er seine Notizen über die «Nausikaa» geschrieben

hat, nicht zum letzten Male da liegen lassen, als er sie eben liegen gelassen hat, sondern es wäre durch irgend etwas so gekommen, daß er sie nach vier oder sechs Wochen oder auch nach drei Jahren wieder vorgenommen hätte: er hätte selbstverständlich vieles umgeworfen, vieles ganz anders ausgeführt. Denn kein Mensch kann sagen, wie Goethe in zwei Jahren seine «Nausikaa» ausgeführt haben würde; also gibt's darüber auch in Wirklichkeit keine Philologie, denn man kann nicht wissen, ob die Philologie stimmt. – Und so reklamierte Herman Grimm, ich möchte sagen: das Recht, jedes Goethesche Fragment so weiterzuführen, wie man eben die Weiterführung empfindet. Das ist auch immer bei Goethe der Fall. Das ist insbesondere auch «Wilhelm Meisters Wanderjahren» gegenüber der Fall.

«Wilhelm Meisters Wanderjahre» ergehen sich ja nach allen Seiten über das Leben, und sie laufen zuletzt durchaus fragmentarisch aus. Das ist auch das Große schließlich in Goethes Leben, daß er mit seinem Leben nie fertig geworden ist, und man tut gut, diese Tatsache so recht menschlich aufzufassen, das heißt, sie so aufzufassen, daß man sich durch Goethe möglichst viel anregen läßt und durchaus seine Werke als nichts Fertiges betrachtet. Aber deshalb werden gerade die großen Lebensprobleme an der Betrachtung von Goethes Werken anschaulich, und es ist schon in Goethe etwas gelegen, wodurch der Mensch, der sich mit Liebe in sie einläßt, zu einem höheren Erleben heraufgeholt wird.

Es gibt ein schönes Büchelchen von meinem alten Lehrer und Freund *Karl Julius Schröer*: «Goethe und die Liebe». Es ist ein so schönes Büchlein, weil man gerade aus ihm sieht, wie aus einer gewissen Vollmenschlichkeit heraus Philologie und philologische Betrachtung nicht nur überwunden, sondern eben auf einen höheren Standpunkt gehoben werden kann. Gerade ihm gegenüber habe ich eine sehr liebe Erinnerung. Als dieses Büchelchen, bei dessen Abfassung ich dabei war, indem ich, während es abgefaßt wurde, immer wieder und wieder Karl Julius Schröer besucht habe, fertig war, sprachen wir einmal in einem Kreise über dieses Büchelchen, wobei Schröer nicht zugegen war, aber seine Schwester. Ich bemerke, daß seine Schwester eine außerordentlich geistreiche Dame war; sie hatte in einer etwas anderen Art viel bekommen aus jener Familie, der ja Schröer entstammte: aus der Familie des *Tobias Gottfried Schröer*, dessen Werke leider vergessen sind, aber aus dessen dramatischen und anderen Werken man sich besser als aus irgend etwas anderem unterrichten kann über die Kämpfe, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Osterreich ausgekämpft worden sind, von Deutschen in Osterreich haben gekämpft werden müssen. Man lernt den alten Tobias Gottfried Schröer nur von der einen Seite seines Wesens kennen, wenn man die «Ästhetischen Briefe, Weihgeschenk an Jungfrauen» liest und auch eine geschichtliche Darstellung von Christian Oeser; die sind ja von dem Vater Schröers: *Schr Oeer*. Aber diese Dinge sind heute auch schon vergessen worden; sie sind nur die eine Seite seines Wesens, und dasjenige, was der alte Tobias Gottfried Schröer geleistet hat, atmet durchaus Goetheschen Geist, ist schon etwas

von dem, was den Fragmentismus fortgesetzt hat. Aus dieser Familie nun stammte selbstverständlich Schröers Schwester auch, und sie sprach oftmals in einer recht objektiven Weise über ihren Bruder. Sie war eine sehr objektive Dame. Über dieses Büchelchen aber «Goethe und die Liebe», sagte sie einmal ein Wort, das mir wirklich unvergeßlich ist: sie sagte, es wäre völlig süß vor Reife, – völlig süß vor Reife! Und in der Tat, man kann nicht schöner ausdrücken die abgerundete Auffassung des Lebens von einer gewissen Seite her, wie sie gerade in diesem Büchelchen zu finden ist, das auf der einen Seite anknüpft an die Stella-Tragik und auf der anderen Seite anknüpft an Goethes Verhältnis zu Marianne Willemer, – also das Goethesche Problem nach dieser Richtung hin behandelt, wie es sich ausnimmt, wenn man auf Goethes Jugend sieht, und dann wiederum auch, wenn man auf Goethes Alter sieht. Es ist auch eine sehr liebevoll dann auf Goethes Wesen eingehende Einleitung zu dieser Abhandlung hinzugeschrieben, und es ist eigentlich ein Musterwerkchen für Goethe-Betrachtung.

Das muß schon gesagt werden, weil es durchaus etwas atmet von dem, was man nennen könnte: das sich-Anregen-lassen von Goetheschem Wesen selber. Goethesches Wesen ist ja zunächst etwas gewesen, was, ich möchte sagen, in kleinen Kreisen traditionell sich fortgepflanzt hat. Wie heute Goethe betrachtet wird, das ist etwas ganz anderes, als wie etwa solch ein Mensch wie Karl Julius Schröer, mein alter Freund, Goethe betrachtet hat. Es ist das so, daß Schröer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei seinem Studium an deutschen Universitäten in Leipzig, Halle und Berlin durchaus mit solchen Kreisen in Berührung gekommen ist, die noch lebendige Goethe-Tradition hatten. Und diese lebendige Goethe-Tradition bedeutete zunächst auch mehr als dasjenige, was aus dem Studium der Werke Goethes hervorging. Und das ist etwas, was noch nachlebt zum Beispiel in Herman Grimm, der auch in solch lebendiger Goethe-Tradition noch drinnen stand. Das ist etwas, was sich schon unterscheidet von dem, wie man heute Goethe kennt. Denn heute hat man die Werke, jeder kann sie lesen. Das war früher nicht so, sondern man muß bedenken, daß Goethes Werke erst 1862 für den allgemeinen Buchhandel frei wurden, und die Cottas haben nicht einzelne Werke Goethes verkauft, sondern nur immer die Gesamtausgabe abgegeben, die für die damalige Zeit ein kleines Vermögen kostete, sodaß Goethes Werke nur in engen Kreisen gelesen wurden. Und in diesen engen Kreisen lebte auch eine Goethe-Tradition. Diese Goethe-Tradition begründet sich auf Menschen – man braucht nur seinen Briefwechsel zu studieren, den er eigentlich mit der ganzen gebildeten Welt seiner Zeit führte –, von denen viele lebten bis in die Zeiten hinein, die ich jetzt meine, – die noch die Tradition hatten. Goethe lebte mit vielen Menschen, die vieles andere noch über Goethe kannten als das was in die Werke Goethes ausgeflossen ist. Und so kann man sagen, es ist eigentlich im Grunde genommen erst abgerissen der lebendige Goetheanismus für die äußere Welt in den 60er, 70er Jahren. Und das, was dazumal abgerissen ist, das möchte man heute wiederum auf eine andere Weise durch Geisteswissenschaft, wo man ja in das

Lebendige hineindringen kann, wieder erneuern. Die Begründung des Goethe-Archivs, das ich, wie Sie mir glauben dürfen, nicht unterschätzt habe, da ich ja selbst sieben Jahre da gearbeitet habe, fällt natürlich in die Zeit hinein, in welcher gerade *Goethe-Erkenntnis* durch *Goethe-Philologie* ersetzt war, wo gerade die ich möchte sagen, Kenntnis des Goethe-Werkes die Erkenntnis des Goethe-Geistes vielfach überragte; wo man – sagen wir zum Beispiel – mit *Kuno Fischer*⁴⁾, den außerordentlich viele Menschen für geistreich gehalten haben, philologisch nachforschte, wie sich in «Faust» Widersprüche finden und wo man auf allerlei Textkritiken und dergleichen viel größeren Wert legte, als auf den Geist Goethes.

Dieser Geist Goethes muß in wirklich lebendiger Art wiedergefunden werden. Man kann ihn aber nicht anders finden, als wenn man auf der anderen Seite wiederum auf alles das hinschaut, mit dem Goethe nicht fertig werden konnte – und auch nicht fertig werden konnte mit dem, was er sich in «Wilhelm Meister» vorlegte. Sehen Sie, kleinere Geister, nehmen Sie zum Beispiel *Gutzkow*⁵⁾, die konnten mit solchen Problemen, wie sie Goethe sich in «Wilhelm Meister» gestellt hat, fertig werden. «Der Zauberer von Rom» und «Die Ritter vom Geiste», da ist alles in einer Übersichtlichkeit – für den allerdings nicht, der heute Romane liebt in einem Band, denn da sind 9 Bände; aber ich meine, in der Zeit, als man noch nicht auf der Eisenbahn fuhr, sondern zuhause saß und las, liebte man auch solche Romane. Bei Gutzkow ist alles ordentlich geordnet, abgeschlossen; da ist nichts Fragment, da ist alles fertig, da ist alles in einer vollgegliederten Organisation drinnen. Gerade bei Gutzkow in seinem «Zauberer von Rom» und seinen «Rittern vom Geiste» ist auch der Versuch gemacht, aus dem Lebenszusammenhang heraus Fäden zu zeigen, die vom menschlichen Gemüte ausgehen und die in alle möglichen Lebensverhältnisse hinausgehen, an denen der Mensch wie eine Puppe gezogen wird, wenn er sich nicht wehrt und aus dem Urquell seines Wesens heraus seine Freiheit geltend macht. Das findet man bei Gutzkow alles auch geschildert. Aber dasselbe Problem hat sich eigentlich Goethe in «Wilhelm Meister» gestellt, und man kann sagen, er ist mit diesem noch am allerwenigsten fertig geworden, eigentlich noch weniger fertig geworden, als der «Faust» fertig geworden ist. Faust steht doch da als der Mensch, der aus seinem Inneren heraus erleben kann, während «Wilhelm Meister» zeigen sollte, wie der Mensch hin und her geworfen wird, wenn er in die Außenwelt hinein verstrickt wird nach dieser und jener Seite hin. Da mußte Goethe manches symbolisch andeuten, wie in dem ägyptischen Büchlein⁶⁾ im 2. Teil des «Wilhelm Meister». Manches ist wiederum hingestellt in Aphorismen, anderes ist einfach zwischen die anderen, bereits fertiggestellten Bilder wie eine Episode hineingesteckt worden. Derjenige, der die Entstehungsgeschichte kennt – ich muß das noch einmal sagen –, weiß aus dem Briefwechsel, den Cotta, damals, als das gedruckt worden ist, mit Goethe führte, wie Goethe die Dinge ergänzte und nachschaute, möchte ich sagen, in seinem Schranke, wenn wieder einmal ein Bogen nicht voll war, wenn von den 16 Seiten, sagen wir, nur 10 voll waren – er hatte nun einmal sein Manuskript ab-

geschickt, es gab nur 10 Seiten –, da wurde wieder in dem Schrank nachgeschaut, ob's da oder dort noch etwas gäbe. Nun möchte ich wissen, wie so etwas, das auf solche Weise entsteht, was anderes sein kann, als etwas Fragmentarisches! Und Goethe, dem überall der größte Reichtum entgegentrat, dem im Behandeln des Lebenswunders jedes einzelne Problem immer reicher und reicher, jede einzelne Erfahrung immer erfüllter und erfüllter wurde, er konnte gerade mit dem «Wilhelm Meister»-Problem nicht fertig werden. Und das zeigt ja auch der «Wilhelm Meister.»

Hinweise zu «Fragmentarisches in der Dichtung Goethes»

- ¹⁾ *die bedeutungsvollen Worte*: Schillers Briefe. Hg. von Fritz Jonas. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, o. J., IV. Band. An Goethe, Jena, 7. Januar 1795.
- ²⁾ *Goethe empfand später*: Vergl. Eckermann, Gespräche, 6. März 1827.
- ³⁾ *Herman Grimm im Gegensatz zu der rein philologischen Schule von Wilhelm Scherer*: Siehe Herman Grimm «Aus den letzten fünf Jahren. Fünfzehn Essays. Vierte Folge». Gütersloh 1890, S. 124 ff.
- ⁴⁾ Kuno Fischer «Über die Erklärungsarten des Goetheschen Faust», Stuttgart 1889; 4. Aufl. 1912.
- ⁵⁾ Karl Gutzkow «Die Ritter vom Geiste», 9. Bände 1850–51; 6. Aufl. 4 Bände, Berlin o. J. (1878); «Der Zauberer von Rom», 9 Bände 1858–61; 8. Aufl. 2 Bände, Berlin 1911. – Vergl. Rudolf Steiner «Biographien und biographische Skizzen. 1894–1905», Bibl.-Nr. 32, Gesamtausgabe 1967; «Gesammelte Aufsätze zur Literatur, 1884–1902», Bibl.-Nr. 33, Gesamtausgabe 1971.
- ⁶⁾ *in dem ägyptischen Büchlein*: «Wilhelm Meisters Wanderjahre», Erstes Buch, Erstes Kapitel: Die Flucht nach Ägypten.

Marie Groddeck

Rudolf Steiner, der Erbauer des Goetheanum

Vorbemerkung: Marie Groddeck, deren Todestag sich am 5. Juni 1978 zum 20. Male jährt, leitete die am 1. Februar 1921 von Rudolf Steiner gegründete Friedwertschule am Goetheanum. Rudolf Steiner hat sich dieser Schule mit besonderer Liebe gewidmet. Als Übungsweg zum künstlerisch-anschauenden Erleben der Natur entwarf er im Malunterricht sieben Pastellkreide-Skizzen, die später als die «Friedwertschulskizzen» weite Verbreitung gefunden haben.* Im Verlauf von annähernd drei Jahrzehnten sind Schülerinnen und Schüler aus 23 Ländern durch die Schule gegangen. Dem Allgemeinen entsprach auch die Zusammensetzung des Lehrerkollegiums, in dem der gebürtigen Deutschen eine Engländerin, eine Norwegerin und eine Holländerin zur Seite standen. – Später wurde Marie Groddeck in die Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung berufen.

Mit dem Goetheanismus war Marie Groddeck zutiefst verbunden, was in ihrem Unterricht, in zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen Ausdruck fand. Vor allem waren es Carlyle, Emerson und Herman Grimm, deren Bedeutung für das Fortleben des universalen Impulses Goethes von ihr erkannt wurde. Unter dem Titel «Gespräch von Volk zu Volk» erschienen 1969 einige ihrer schriftstellerischen Arbeiten im Zbinden Verlag, Basel.

Der hier folgende Aufsatz, den wir anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens des zweiten Goetheanum wiederveröffentlichen, wurde erstmals von der Sektion für redende und musische Künste am Goetheanum in einem Gedenkheft zum 20. Todestag Rudolf Steiners am 30. März 1945 gedruckt. Es ist die Stimmung der letzten Kriegswochen, die aus den einleitenden Sätzen spricht. Die zerstörten Städte, von denen die Rede ist, sind längst wieder aufgebaut, ja sie haben sich weithin in das umgebende Land hineingefressen. Was aber in ihren stillen Betonklötzen lebt, birgt in sich den Keim einer neuen, noch viel furchtbareren Katastrophe. So liegt es an uns, den Impuls, dem Rudolf Steiner in der Architektur des Goetheanum sichtbaren Ausdruck verlieh, über den Untergang des Äußeren hinüberzutragen. 8

Als vor 20 Jahren, am 30. März 1925, Rudolf Steiner starb, wogte tagelang und ununterbrochen auf den Wegen zum Dornacher Hügel ein Strom von Menschen, welche von allen Richtungen der Welt hergereist waren. Als ein menschheitliches Ereignis wurde dieser Tod empfunden, und menschheitlich war der Anteil daran. Auf diesem Hügel ragte damals noch nicht das heutige Goetheanum empor, dessen Modell Rudolf Steiner sterbend zurückgelassen hat, sondern die traurigen Trümmer einer Ruine: die stehengebliebenen Reste des ersten Baues, der zwei Jahre zuvor, in der Silvesternacht 1922/23, durch Feuer vernichtet worden war.

* Siehe Marie Groddeck «Die Schulschizzen von Rudolf Steiner. Mit Ausführungen von Rudolf Steiner zum Malunterricht in den oberen Klassen». Dornach 1959.

Damit war an dieser Stätte die Tragik vorweggenommen worden, welche zwei Jahrzehnte später die ganze europäische Menschheit erleben und erleiden sollte. Freilich mit einem wesentlichen Unterschiede. Kulturwerte zerfallen heute zu Asche, jene Wunderbauten von Domen und Rathäusern, an denen Generationen mit Hingabe und Opferfreude gemeinschaftlich gebaut haben, die als der sichtbare Ausdruck eines Lebensstiles, einer geist- und kunstdurchdrungenen Kultur dagestanden haben in ihrer schimmernden Schönheit wie Denkmale einer vergangenen Zeit. Nicht nur äußerlich beherrschte das hochragende Gotteshaus als Mittelpunkt das Bild einer Stadt. Zu diesem Mittelpunkt hin richtete sich jede Lebensverrichtung, von diesem Mittelpunkt strahlte alles Leben aus, das dem Alltag Kraft, Sinn und Richtung gab. Ein kultisch-religiöses Geistesleben durchströmte alles und prägte sich in künstlerischen Formen, nicht nur in solchen Bauten, sogar in jedem Gebrauchsgegenstand und Gewandstück als anschauliche Kultur aus. Diese Formen standen noch, als das Leben schon lange daraus entwichen war.

Der tiefgründige und geistvolle Kunsthistoriker Herman Grimm weist in seiner stilschönen Goethe-Biographie darauf hin, daß die Kultur der freien Städte-Republiken ihre Blüte im 13. Jahrhundert erreichte und der Niedergang erfolgen mußte, als neue Impulse durchbrachen, als der Appell an jede einzelne Persönlichkeit, an die frei werdende Individualität erging, wie es symptomatisch zum Beispiel in der Reformation zum Ausdruck kommt. Goethes Jugend in der freien Reichsstadt Frankfurt ist von solchen alten Kulturformen umgeben gewesen. Im Mittelpunkt der Stadt standen das alte Rathaus, der sogenannte «Römer», eine besondere Kultur-Kostbarkeit des gotischen Baustiles, und der Dom, in dem die Kaiserkrönungen stattfanden. Weltgeschichte hatte sich hier abgespielt und war von Goethe miterlebt worden: pompöses Gepränge, leer gewordene Zeremonien einer überlebten Zeit. Fesseln, von denen Goethe sich schließlich durch einen Riß befreite. Wie eine Vorahnung des Kommenden klingt es, wenn Herman Grimm schon von Goethes Jugendzeit sagt: «Und so herrschten Zustände, die ein Luftzug, wie er heute um jede Ecke bläst, umgestürzt haben würde zum niemals Wiederaufstehen, und welche damals fest- und fortbestanden, als seien diese pappernen Quadersteine wahr und wahrhaftig aus echtem Felsen gehauen.»

Heute sind die Quadersteine gestürzt. Aber umso tiefer war die Tragik jener Brandnacht, wo ein Bauwerk zerstört wurde, das *Goethes* Namen an seiner Stirne trug. Einen Namen, der seine naturwissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, seine reine und allgemeine Menschlichkeit, seine geistige Universalität einschloß, der ein Ziel und eine Wegrichtung in die Zukunft weisen wollte. Die Form zerfiel, der Impuls lebte fort, ein neues «*Goetheanum*» erstand aus der Asche des alten. Das erste Goetheanum war aus Holz, das zweite ist aus Beton erbaut. Das neue Material verlangte neue Formen. Dies zu begreifen, gehört wesentlich zum künstlerischen Verständnis dieses neuen Baustiles.

Rudolf Steiner, der Erbauer des Goetheanum, war Deutsch-Österreicher. Seine Familie entstammte dem nieder-österreichischen Waldlande, einer Landschaft, die Anmut und erhabene Größe auf eigentümliche Weise vereinigt. Auf dem Lande aufgewachsen, erlebte der Knabe im Naturzusammenhange alle Verrichtungen mit, die der Jahreskreislauf bestimmt, mitfühlend und miterlebend mit allen Verhältnissen, die in kleinen Dorfgemeinschaften Mensch und Mensch so nahe verbinden. Sein Vater hatte ihn für den Ingenieur-Beruf bestimmt und dementsprechend die Vorbildung auf die sogenannten «Realien» gerichtet, auf die Mathematik und die Naturwissenschaften, was auch in hervorragendem Maße seinen Anlagen und Neigungen entsprach. Die Berufsausbildung erfolgte auf der technischen Hochschule in Wien. Schon vom 15. Lebensjahre an beschäftigte sich Rudolf Steiner gleichzeitig pädagogisch, um einen Studienzuschuß selbst zu verdienen. Das nötigte ihn, nebenbei auch die gymnasialen Fächer, Griechisch und Latein, sich zu erarbeiten. Seine Bildung bekam dadurch jenen Umfang von klassischer Weite, vereint mit der Hinwendung zu den modernsten Errungenschaften der Naturwissenschaft und Technik. Jahrelang war er in einer Familie als Hauslehrer tätig, wo vier Knaben unter seiner erzieherischen Obhut aufwuchsen. Einer dieser Knaben war ein pathologischer Fall. Rudolf Steiners einsichtsvollen erzieherischen Maßnahmen, abgelesen vom Wesen des Kindes selbst, gelang die Heilung. Ja, dieser Knabe wurde dann selbst zum Heiler und ergriff den Arztberuf. Den tiefen Einblicken, die Rudolf Steiner während dieser jahrelangen pädagogischen Betätigung in die leibliche und geistig-seelische Natur des werdenden Menschen tat, verdankt die Welt eine neue Pädagogik und Heilkunst.

Trotz dieser vielfältigen Beschäftigung fand er Zeit, in dem geistig und künstlerisch so regsamen Wien, Musik und Theater zu genießen, mit hervorragenden Dichterpersönlichkeiten wie *Robert Hamerling*, *Fercher von Steinwand*, *Marie Eugenie delle Grazie* in Verbindung und Verkehr zu treten, Freundschaftsbündnisse zu schließen. Seiner eifrigen Tätigkeit als Bibliothekar verdankte die «Lesehalle» einen ungeahnten Aufschwung. Er redigierte eine Zeit lang die «Deutsche Wochenschrift», aufgeschlossen für alle Tagesfragen des öffentlichen und sozialen Lebens, für die Kulturprobleme der so vielfältig gemischten Völker des damaligen Österreichs.

Die entscheidende Schicksalsbegegnung aber war für ihn *Karl Julius Schröer*, der Goetheforscher, der eine Professur für Literatur an der technischen Hochschule inne hatte. Er arbeitete damals an der Herausgabe von Goethes «Faust». Er ist es auch, der die «Weihnachtspiele aus altem Volkstum» gesammelt hat, die heute noch alljährlich am Goetheanum aufgeführt werden. Rudolf Steiner pflegte zu Lebzeiten dabei stets seines verehrten Lehrers in einleitenden Worten zu gedenken.

Unter der Oberfläche dieses vielseitigen Außenlebens spielte sich auf dem Untergrunde der Seele Rudolf Steiners dramatisch die Erkenntnistragödie des modernen Menschen ab. Unvereinbar, durch eine Kluft getrennt, schien die Welt

der Natur, der sein wissenschaftliches Studium wie sein tiefes Interesse galt, und die Welt des Geistes, die für ihn von Kindheit an ebenso real und anschaulich war. Durch das Studium der Philosophie versuchte er eine Brücke über diesen Abgrund zu schlagen. Er studierte Kant schon als Schüler, hörte die Kollegs bei bedeutenden Philosophen, wie *Robert Zimmermann* und *Franz Brentano*.

Einen Wendepunkt bildet das Studium von Goethes Naturwissenschaft, das ihm durch Schröer vermittelt wird. Dieser empfiehlt den jungen Steiner auch an den Verleger *Josef Kürschner*, der damals Goethes Werke in seiner «Deutschen National-Litteratur» neu herausbrachte und nach einem Herausgeber für die «Naturwissenschaftlichen Schriften» Goethes suchte. Die fünf Bände, die Rudolf Steiner in den nächsten Jahren herausgab, sind mit ihren Einleitungen und Anmerkungen ein klassisches, epochemachendes Werk. Das Geleitwort, das Schröer dem ersten Bande mitgab, ist datiert vom 28. August 1883. Rudolf Steiner war damals 22 Jahre alt!

Eine neue Epoche beginnt damit auch für ihn. Für Goethe ist die sinnlich-sichtbare Welt der Natur nur die Offenbarung der schaffenden Geisteskräfte. Materie ist ihm anschaulicher Geist. «Das Gewahrwerden der Idee in der Wirklichkeit ist die wahre Kommunion des Menschen», – mit dieser Erkenntnis ist die eine Brücke über die Kluft geschlagen, ist ein Weg gefunden, der die beiden getrennten Welten verbindet. Schriften und Vorträge machen Rudolf Steiner als Goethe-Forscher und -Kenner bekannt. 1888 hält er im Wiener Goethe-Verein einen Vortrag über «Goethe als Vater einer neuen Aesthetik». Im gleichen Jahr wird er zur Mitarbeiterschaft an der großen Weimarer Goetheausgabe aufgefordert. Für diese Aufgabe übersiedelt er später nach Weimar. Die Arbeit am Goethe- und Schiller-Archiv für die große Sophien-Ausgabe beschäftigt ihn fast 7 Jahre. Er doktorierte 1899 in Rostock bei dem Philosophen *Heinrich von Stein*, einem Platoniker, mit der Dissertation über «Die Grundfrage der Erkenntnistheorie mit besonderer Rücksicht auf Fichtes Wissenschaftslehre. Prolegomena zur Verständigung des philosophierenden Bewußtseins mit sich selbst.»

Zu Goethes Lebzeiten war Weimar das geistige Zentrum Deutschlands, das Herz, durch das alles geistige Leben pulsierte. Auch vor der Jahrhundertwende war das Goethe- und Schiller-Archiv noch ein Zentrum des geistigen Lebens. Der Nachlaß anderer Dichter wurde dem Archiv vermacht. Gelehrte, Künstler, Forscher, Fürstlichkeiten vieler Nationen gingen aus und ein. Unter ihnen ragte *Herman Grimm* hervor, der gegenüber der philologischen Richtung von *Wilhelm Scherer* und *Erich Schmidt* den künstlerischen Duktus vertrat, vornehm und stilvoll in Haltung und Lebensführung bis in jeden seiner schöngeprägten Sätze hinein, begabt mit dem Blick für ein künstlerisches Ganzes. Er hatte den Herausgeber von Herders Werken, *Bernhard Suphan*, als Direktor für das Archiv empfohlen. Jeder, der mitarbeitete, nahm auf seine Weise an dem mächtigen Strom von Goethes Geistesleben teil. Entsprechend seinem Wesen machte Rudolf

Steiner, auf alle Strömungen eingehend und Einseitigkeiten vermeidend, sowohl tags bei den Philologen, wie nachts bei den Künstlern mit, wenn die anstrengenden alljährlichen Goethe-Versammlungen waren. Mit Theaterleuten, Schriftstellern und Journalisten war er bekannt, mit manchen Künstlern tief befreundet, wie mit dem Schauspieler Neuffer, dem Maler *Fröhlich*. Weimar pflegte damals ein besonderes musikalisches Leben, das Erbe Liszts und die Anfänge von Richard Strauß. Auch mit dem Nietzsche-Archiv trat Rudolf Steiner damals in Beziehung und bekam die Aufgabe, Nietzsches Bibliothek zu ordnen, wodurch er tiefe Einblicke in dessen Arbeitsweise und Wesen tun konnte. Erschütternd war, was sich ihm beim Anblick des Geisteskranken offenbarte. Rudolf Steiner hatte sich schon in Wien mit Nietzsches tragischem Geisteskampf auseinandergesetzt, die Kühnheit seiner Gedanken, die Schönheit seines künstlerischen Stiles bewundernd. Das Buch *«Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit»* entstand 1895 in Weimar als Ergebnis dieser persönlichen Berührung. Seine siebenjährige Archiv-Arbeit beschloß er mit seinem Buche *«Goethes Weltanschauung»*. Die Einsicht in alle Manuskripte, Briefe und Zettel von Goethes Hand hatte Rudolf Steiners ursprüngliche Anschauung von Goethes bedeutungsvollem Geisteswege nicht geändert, aber erweitert, vertieft und nach jeder Richtung bestätigt. Hier war ein Weg gegeben, zum schöpferisch Geistigen durch reine Naturanschauung zu gelangen. Der Menschheit Wege zum Geiste zu eröffnen, wie sie der modernen Bewußtseinslage entsprechen, darum war die suchende und ringende Seele Rudolf Steiners, dem selbst die geistige Welt offen war, unentwegt bemüht.

Schon früher hatte sich ihm solch ein Weg erlösend vor die Seele gestellt, wie ihn Schiller zeitgemäß beschreitet in seinen Briefen über die *«Aesthetische Erziehung des Menschen»*. Der Kulturwert der Kunst war damit in geistgetragenen Ideen hingestellt worden. Auch die wahre Kunst schlägt die Brücke über den Abgrund, der zwischen geistiger und sinnlicher Welt klafft. Das Kunstwerk stellt in seiner *Form* den anschaubaren Geist vor das Sinnenaue. Das erklärt das Bestreben Rudolf Steiners, Erziehung und Leben durch das Künstlerische geistig zu befruchten. Das sollte auch durch das Goetheanum der Zeitkultur einverleibt werden. Neben diese beiden Möglichkeiten, zum Geistigen zu gelangen, wie sie als Wege durch Goethe, Schiller und verwandte Geister eröffnet und von Rudolf Steiner schöpferisch fortgesetzt wurden, erschloß er selbst einen dritten Weg: den des denkenden Bewußtseins. Das Denken selbst ist Betätigung des Geistes; erkräftet, wird es zum Wahrnehmungsorgan der Idee, die dann nicht nur als abstrakter Schattenwurf des Geistes erlebt wird, sondern als eine geistige Realität, so wie die Wesen und Dinge, die wir durch die Sinne wahrnehmen, sinnliche Realitäten sind. In dieser rein geistigen Wahrnehmung liegt für den Menschen das Erlebnis der Freiheit. Die Wahrnehmung der Geist-Idee und ihre Verwirklichung im Handeln erhebt das moralische Erleben in das Bereich des Künstlerischen. Dadurch erlebt sich der Mensch selbst als geistige Wirklichkeit, als ein freies Wesen. Rudolf Steiner ist 33jährig, als er das Resultat eines jahrzehntelangen geistigen Ringens vor

das denkende Bewußtsein seiner Zeitgenossen hinstellen kann. Dieses Resultat ist die *«Philosophie der Freiheit»*, die 1894 erscheint.

1897 wird Rudolf Steiner zusammen mit *Otto Erich Hartleben* Herausgeber des *«Magazin für Literatur»* in Berlin, dem bald die *«Dramaturgischen Blätter»* beigefügt werden. Der umfangreiche Band von Theaterkritiken, der im *«Frühwerk»* herausgegeben ist,* zeigt, wie sich Rudolf Steiner mit allen Fragen der Bühnen- und Schauspielkunst auseinandergesetzt hat, mit Fragen der Sprechkunst, bei der er den Stilunterschied von Rezitation und Deklamation bewußt zu machen suchte. Da er gleichzeitig mit Otto Erich Hartleben die Regie von *Matinée*-Auführungen hatte, konnte er sich praktisch an der Lösung dieser Probleme betätigen. Er hatte in Weimar Einblick gehabt, in welchem Maße Goethe bei seiner Theaterleitung um die Bühne bemüht war. Dessen Tätigkeit erreichte in der Zusammenarbeit mit Schiller, der die *«Schaubühne als eine moralische Anstalt»* betrachtet haben wollte, einen Höhepunkt. Der Kulturaufgabe des Theaters ergibt sich ja aus der Mission der Kunst überhaupt.

Zugleich mit dieser Tätigkeit wurde Rudolf Steiner die Mitarbeit im *«Giordano Bruno-Bund»* angetragen, d. h. Vorträge in diesem Bunde selbst und Unterricht an der *«Freien Hochschule»*, einer Gründung dieser Gesellschaft.

Sein Einfühlungsvermögen in so verschiedene Lebensanschauungen und -empfindungen wurde durch die Unterrichtstätigkeit an der *«Arbeiter-Bildungsschule»* noch erweitert. In das Leben von Literaten, von künstlerischen Bohémiens, wie sie Otto Erich Hartleben repräsentierte, tauchte er unter, aber auch in das Seelenleben des Proletariers mit seinen noch unverbrauchten Willenskräften, seiner kompromißlosen Lebenshaltung. Die intime Kenntnis der Seele des Arbeiters war für ihn von wesentlicher Bedeutung, als er später, nach dem ersten Weltkrieg, Wege aus dem sozialen Chaos zu einer neuen Lebensorientierung weisen wollte. (*«Die Kernpunkte der sozialen Frage»*, 1919.) Seine Einfühlung setzte ihn in Stand, was er an Neuem zu geben hatte, jeweils in solche Formen zu kleiden, die einem bestimmten Kreise das Verständnis möglich machten.

In diesem Sinne sagte Rudolf Steiner auch zu, als ihn am Beginne des neuen Jahrhunderts ein privater Menschenkreis um *Graf und Gräfin Brockdorff* zu einem Vortrag über *«Nietzsche»* aufforderte. Es folgte dem ein zweiter, für den er selbst das Thema vorschlug: *«Goethes geheime Offenbarung»*. Diesem Vortrag legte er Goethes *«Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie»* zu Grunde, über das er 1899 im *«Magazin»* bereits einen Aufsatz, anlässlich von Goethes 150. Geburtstag geschrieben hatte. Goethe gibt in diesem *«Märchen»*, mit dem sich Rudolf Steiner schon seit mehr als einem Jahrzehnt beschäftigt hatte, geistige Realitäten in Form von imaginativen Bildern. Sie erstanden in seiner Seele durch die Lektüre von Schillers *«Ästhetischen Briefen»*. Diese beiden Vorträge wurden der Ausgangspunkt für regelmäßige allwöchentliche Vorträge

* Siehe *«Gesammelte Aufsätze zur Dramaturgie 1889–1900»*, GA 29

im gleichen Kreise von Menschen, die der Theosophischen Gesellschaft angehörten, von der Rudolf Steiner dann die Leitung der deutschen Sektion übertragen wurde. Er nahm auch dies an unter der Bedingung, daß er kompromißlos das vertreten könne, was seiner eigenen Forschung entsprach. Es erhellt aus seinem streng wissenschaftlich gerichteten Wege, seiner exakten Denkschulung, seiner Einsicht in die kulturelle Bedeutung des Künstlerischen, seinem Sinn für Lebenspraxis, wie wenig ihm eine solche aus dem Osten überkommene Geistesströmung entsprechen und zusagen konnte. Wenn er trotzdem hier, wie bei allen anderen Aufforderungen, die Aufgabe übernahm, so geschah es, weil er die Anknüpfung an alles historisch Gegebene gerade bei dem fundamental Neuen für notwendig hielt. Den Menschen auf jede Weise Wege zum real Geistigen zu eröffnen, war von Anfang an sein Bestreben gewesen. Daß wiederum seine weltoffene Art einer welt- und lebensfremden, aus dem Traditionellen schöpfenden geistigen Strömung wenig entsprechen konnte, zeigt die weitere Entwicklung, die zu einem Ausschluß der von Rudolf Steiner vertretenen Richtung führte. Anknüpfend an alle Zeitfragen und -bedürfnisse, war aber gerade diese Richtung durch eine ausgebreitete Vortragstätigkeit in einem ungeahnten Wachstum begriffen. Daß Rudolf Steiner von vornherein das Wort *«Anthroposophie»* (Menschenweisheit) dafür wählte, ergab sich aus dem Allumfassenden, das der Begriff *«Mensch»* in sich schließt. Als Zusammenfassung des gesamten Weltenalls bildet der Mensch die höchste Stufe der Naturreihe. Er ist aber nicht nur eine Naturwesenheit, mechanischen und natürlich-organischen Gesetzen unterworfen. Sein Geistig-Seelisches ist der einzige Ort, wo sich die Welterschöpfung unberechenbar fortsetzen kann: im schöpferischen Denken und Erkennen, im künstlerischen Schaffen, im moralischen Handeln. Auf dreifache Weise vermag der Mensch dem fertigen Weltprozeß Neuschöpfungen einzuverleiben. Auf dreifache Weise sollte die auf das Menschenwesen gegründete Geisteswissenschaft die schöpferischen Urkräfte aufrufen und wecken. Diese dreifache Orientierung ist von vornherein in allem Streben Rudolf Steiners veranlagt. Wenn er mit seinen geisteswissenschaftlichen Forschungsergebnissen erst hervortrat, nachdem er das vierte Jahrzehnt überschritten hatte, geschah das nicht, weil sich diese Ergebnisse erst damals einstellen. Er trat im Gegenteil erst damit hervor, als er sie auf eine zeitgemäße Weise vertreten konnte, nachdem er sich alle Bereiche und Ausdrucksformen der physisch-sinnlichen Welt dazu erobert und damit einen sicheren Stehboden gewonnen hatte.

Rudolf Steiner schildert nun in seinem *«Lebensgang»*, wie seine Begegnung mit *Marie von Sivers* als eine besonders günstige Schicksalsfügung für die gesamte anthroposophische Bewegung anzusehen sei. Vom Beginn des Jahrhunderts an war sie seine Mitarbeiterin und wurde später seine Gattin. Sie trug das künstlerische Element in sich als Anlage und war in der Kunst der Wortgestaltung und dramatischen Darstellung in der Pariser Schule ausgebildet worden. Die Gleichgewichtslage zwischen Geistigem und Physischem, wie sie durch das Künst-

lerische harmonisierend gegeben ist, sah Rudolf Steiner als einen notwendigen Heilfaktor für alles spirituelle Streben an, das durch Einseitigkeit leicht abgleiten kann. Den alljährlichen Kongreß-Veranstaltungen wurde Künstlerisches hinzugefügt, Rezitation und Deklamation und später dramatische Darbietungen, wie *Edouard Schurés* «Drama von Eleusis». Dazu kam dann jene dramatische Metamorphose von Goethes «Märchen», die Rudolf Steiner in der «*Pforte der Einweihung*» gegeben hat. Diesem ersten Mysterienspiel folgten drei weitere bis zum Beginn des ersten Weltkrieges. Die Aufführungen fanden jedes Jahr im August in München statt, einem Orte, der durch seine künstlerische Atmosphäre gerade der Pflege der Kunst besonders entgegen kam. Künstlerisch empfindende Menschen aus dem Münchener Kreise, vor allem *Gräfin Pauline von Kalckreuth* und die Malerin *Sophie Stinde*, waren es, die das Bedürfnis aussprachen, daß diese neue Kunst des Dramatischen und des Wortes auch einen neuen stilgerechten Raum als Umrahmung erhalten sollte. Durch besondere Schicksalsfügungen entstand der Bau nicht in München, sondern in Dornach, in der Schweiz. Dadurch hat er bis jetzt den Krieg überdauert. Der ursprüngliche Doppelkuppelbau aus Holz entsprach Bühne und Zuschauerraum. Die Kuppeln des Innenraumes waren ausgemalt und von Säulen getragen, deren Sockel, Kapitelle und Architrave handgeschnitzt waren. Jede Form war, wie das ganze Bauwerk innen und außen, eine Antwort auf die Frage: «Wie ist ein solcher Bau als Ganzes und in jeder einzelnen Form zu gestalten, wenn er den Mysterienspielen und dem, was als Geistiges darin gesprochen wird, so angemessen sein soll, wie etwa die Schale dem Kerne der Nuß?» Daraus ergab sich die neue Stilform.

Als ein letztes Vermächtnis ist von Rudolf Steiner ein dramatischer Kurs gegeben worden, der eine neue Schulung für Schauspieler, Richtlinien für den Sprachstil, die Regie, das Bühnenbild und so weiter enthält. Diese Schulung hat Marie Steiner seit zwei Jahrzehnten an einer Gruppe von Schauspielern vollzogen. In dem zweiten Goetheanum-Bau wurden vor dem Krieg, außer den «*Vier Mysteriendramen*» Rudolf Steiners, Schurés «Drama von Eleusis» aufgeführt, Dramen von Albert Steffen, wie «Hieram und Salomo», «Das Todeserlebnis des Manes», «Das Adonisspiel». Als ein besonderer Kulturhöhepunkt wurde die erstmalige *Gesamtauführung von Goethes «Faust»* in den Sommern 1938 und 1939 erlebt. Die Aufführung erstreckte sich über eine Woche. Seit dem Kriegsbeginn waren alle Darstellungen auf die Bühne der sogenannten Schreinerei beschränkt. Hier brachte das erste Kriegsjahr *Robert Hamerlings* gewaltiges Revolutionsdrama «*Danton und Robespierre*», in dem die Flammen des kommenden Weltbrandes schon aufzulodern beginnen. Außer Dramen von Albert Steffen, wie «*Fahrt ins andere Land*» und «*Pestalozzi*» wurden die von Rudolf Steiner gegebenen Richtlinien für einige *Schiller-Dramen* ausgearbeitet. Bei der Darstellung der «*Braut von Messina*» wurde der Chor durch die neue Sprachkunst seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Auf den Wogen des rhythmisch-musikalischen Wortes fühlte man erschütternd und schrecklich das eherne

Schreiten des Schicksals wie eine übersinnliche Gewalt in das Leben des Menschen hereinwirken. Nur in so erhöhter Sprachkunst kann das Eingreifen geistiger Mächte überzeugend wirken, wie es in der *«Jungfrau von Orleans»* die Schicksalsstunde der Völker bestimmend leitet. –

Der Anblick eines antiken Theaters macht einen eigentümlichen und tiefen Eindruck. Eines der schönsten ist noch erhalten: das griechische Theater von Syrakus, über das einst noch Platos Fuß geschritten ist. Auf der Bühne stand ein Altar, im Hintergrunde der in den Felsen gehauenen Zuschauerreihen ist das Nymphäum, eine Nymphengrotte, auf der einen Seite mündet die Gräberstraße der Totenstadt ein. Ein solches Theater war zugleich eine religiöse Kultstätte, wo das Übersinnliche zur Erscheinung kam, wo Götter, Naturwesen und Tote Anteil nahmen. Ursprünglich stellte der Chor das Leiden und Sterben des Gottes Dionysos dar. In der stilvollen Gestaltung des musikalischen Wortes wurde der Gott zur Anwesenheit gebracht. Das Theater war eine Stätte der Erhebung zum Übersinnlichen. Kunst und religiöser Kultus waren noch eins. Das Bewußtsein der göttlich-geistigen Herkunft wurde dadurch im Menschen wach gehalten. Von dieser Aufgabe der Schauspielkunst hatte Nietzsche noch eine Ahnung. In seiner *«Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik»* zeigt er den Zusammenhang mit dem Dionysischen, rechtfertigt er Schillers Gebrauch des Chores. In einem neuen Sinne, dem Bewußtsein des modernen Menschen entsprechend, sollte mit dem Goetheanum wiederum ein Theater hingestellt werden, das die Kulturaufgabe der Kunst zu erfüllen sucht. Durch die Erhebung in eine höhere Sphäre der Wirklichkeit erinnert sich der Mensch an seinen göttlich-geistigen Ursprung, und mit dem Bewußtsein seiner wahren Menschenwürde vermag er auch das Alltagsleben zu durchkrafen und sich darin Ziel und Richtung zu geben.

Zu neuen Bänden der RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE

Die soziale Frage

Sechs Vorträge, gehalten in Zürich vom 3. Februar bis 8. März 1919.
Bibl.-Nr. 328, 1. Auflage, Gesamtausgabe Dornach 1977.

Soziale Zukunft

Sechs Vorträge mit Fragebeantwortungen, gehalten in Zürich vom 24. bis 30. Oktober 1919.
Bibl.-Nr. 332 a, neu durchgesehene Auflage, Gesamtausgabe Dornach 1977.

Es war eine weltgeschichtliche Stunde, als Rudolf Steiner mit seiner Idee der sozialen Dreigliederung hervortrat. Der Schlag dieser Stunde wurde von der Menschheit überhört. In den seither vergangenen sechs Jahrzehnten haben viele Autoren in Schriften und Aufsätzen auseinandergesetzt, wie diese und jene Einzelheiten der Dreigliederungs-Idee aufzufassen seien, wie sich die einen und anderen Forderungen in die Praxis überführen ließen usw. Ohne daß der Wert solcher vielfach beachtlichen Versuche verkleinert werden soll, ist doch festzuhalten, daß es sich bei der Dreigliederung, wie es auch in den vorliegenden beiden Bänden zum Ausdruck kommt, nicht um ein Programm handelt, sondern um eine Methode, von Rudolf Steiner entwickelt aus geisteswissenschaftlicher Welt- und Menschenerkenntnis.

So unterstreicht Rudolf Steiner in seinem Vortrag vom 28. Oktober 1919, daß dasjenige, was in seiner «Philosophie der Freiheit» als Impulse angedeutet ist, zur «Ingredienz des unmittelbaren praktischen Lebens» werden kann. Was durch die darin ausgeführten Ideen in den menschlichen Willen einströmt, kann in das soziale Leben einlaufen. Wie bei vielen Anlässen weist er auch hier darauf hin, daß die Frage nach der menschlichen Freiheit falsch gestellt ist, wenn sie entscheiden will, ob der Mensch frei oder unfrei ist. Wäre der Mensch nur das von der Naturkausalität abhängige Wesen, wie es die heute herrschende, einseitig von der Naturwissenschaft geprägte Weltanschauung hinstellt, so gäbe es in der Tat keine wirkliche Freiheit. Im Menschen ist jedoch etwas Wesenhaftes veranlagt, das über das ererbte Naturhafte hinausgeht. Erweckt er dieses Wesenhaftes aus sich heraus durch eine innere Entwicklung, dann erst eignet ihm Freiheit, eine Freiheit, die seine Entschlüsse und Handlungen von äußeren Nötigungen, Instinkten und Emotionen unabhängig sein läßt. Über der Grundlage dieser Philosophie, sagt Rudolf Steiner wörtlich, habe er seine anthroposophische Geisteswissenschaft aufgebaut. Sie kann dem Menschen die Gewißheit seiner Unsterblichkeit und damit das Vertrauen in die Grundkräfte seiner Seele geben. Erst dies läßt ihn in Wahrheit zu einem sozialen Wesen werden.

Die Naturwissenschaft kann nur etwas über das Leiblich-Physische des Menschen aussagen, nichts jedoch über sein innerstes Wesen. Zur Weltanschauung wurde sie zugleich mit dem Heraufkommen der mit der Technik verknüpften kapita-

listischen Wirtschaftsordnung, die von Grund auf die Formen menschlichen Zusammenlebens veränderte. Von dieser Tatsache geht Rudolf Steiner in den vier zwischen dem 3. und 12. Februar 1919 gehaltenen Vorträgen aus, in denen die im April darauf erschienene grundlegende Schrift «Die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft» konzipiert ist. Im folgenden soll auf einige leitende Aspekte dieser und der weiteren Vorträge hingewiesen werden, ohne auf die strukturellen Details der drei Gebiete des sozialen Organismus, des Wirtschafts-, Rechts- und Geisteslebens, einzugehen. Die Phänomene, die aufgezeigt werden, haben sich vielfach geändert: Der klassenbewußte Proletarier jener Jahre ist zum Wohlstandsbürger geworden, und die Partei- und Gewerkschaftsbeamten, die sich damals der Dreigliederung in den Weg stellten, weil sie um ihre Macht fürchteten, haben sich die Gesinnung des liberalen Bürgertums zueigen gemacht, wonach es die Aufgabe des Staates sein soll, die bestehenden wirtschaftlichen Zustände zu erhalten. Geblieben ist die absolute Ohnmacht eines Geisteslebens, in dem der Geist nur ein wesenloses Abstraktum ist. Das ehemals im Proletariat veranlagte Willensmäßige ist einer fortschreitenden Seelenverödung gewichen, zu der die ins Ungemessene gesteigerte Produktion überflüssiger Konsum- und Luxuserzeugnisse sowie die Unterdrückung eigener Urteilsbildung durch die Suggestion der Massenmedien das Ihre beitragen.

Damit hat sich die eigentliche soziale Frage noch mehr ins Unterbewußte verlagert. Denn im Unterbewußtsein des verbürgerlichten Arbeiters rumort auch heute das Fehlen eines menschenwürdigen Lebensinhaltes, über das ihn weder Auto und Fernsehen noch die ständige Herabsetzung seiner Arbeitsleistung hinweghelfen. Vom Geistigen her gesehen ist die Arbeit, auch die körperliche Arbeit, ein individuelles Opfer, das der Allgemeinheit gebracht wird. Die Arbeitsmotivation muß daher vom Gewinninteresse getrennt werden. Eine Abschaffung des Lohnverhältnisses, wie es heute besteht, setzt zweierlei voraus, nämlich einmal die Gewähr, daß bei der Einkommensbildung absolute Gerechtigkeit gewahrt wird, eine Angelegenheit des vom Wirtschaftsleben unabhängigen Rechtsstaates, zum anderen die Ausschaltung aller Machtkomplexe, die mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln und am Geldkapital verknüpft sind. Das Letzgenannte kann nicht durch staatlichen Dirigismus erreicht werden, sondern gehört in den Bereich eines freien Geisteslebens.

Ebenso wie in dem entsprechenden Kapitel der «Kernpunkte» vergleicht Rudolf Steiner die drei Glieder des sozialen Organismus, das Wirtschaftsleben, den Rechtsstaat und das Geistesleben, mit der menschlichen Dreigliederung, wie er sie in seinem zwei Jahre zuvor erschienenen Buch «Von Seelenrätseln» beschrieben hat. Um gedeihlich im menschlichen Organismus zusammenzuwirken, müssen die Prozesse, die sich innerhalb des Nerven-Sinnes-Systems, des Zirkulations-Systems und des Stoffwechsel-Gliedmaßen-Systems abspielen, den ihnen innewohnenden unterschiedlichen Gesetzmäßigkeiten folgen können. Entsprechendes gilt für die drei sozialen Lebensgebiete. Ihre Eigengesetzlichkeit wird, wie in zahlreichen Vorträgen der Dreigliederungszeit, an den drei Idealen der Französischen Revolution, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, anschaulich gemacht: Im geistigen Leben, in dem sich der Impuls der Freiheit entfalten soll,

muß dem Menschen die Möglichkeit gegeben sein, seine Eigeninitiative zu entfalten. Zwischen dem Geistes- und Wirtschaftsleben steht regulierend das Rechtsleben, auf dessen Gebiet Gleichheit von Mensch zu Mensch gilt. Im Wirtschaftsleben aber soll Brüderlichkeit herrschen, das heißt das soziale Zusammenwirken aller auf assoziativer Grundlage.

Einer «Schwarmgeisterei», die sich von schöngefärbten Abstraktionen herleitet – als Beispiel wird die im «Lebensgang» erwähnte «Gesellschaft für ethische Kultur» genannt, eine typische Ausgeburt des Amerikanismus –, wird das wirklichkeitsgemäße Denken gegenübergestellt, das aus der geisteswissenschaftlichen Weltanschauung erwachsen kann. Wird in dieser vom Geiste gesprochen, so geht es nicht mehr um ein bloßes Spiegelbild der äußeren Sinneswelt, sondern um einen realen Erkenntnisvorgang. Wer sich das, was ihm aus einer solchen Erkenntnis heraus zuteil wird, als Gesinnung aneignet, wird sich auch ein richtiges Urteil über das Geschehen in seiner Umwelt bilden können: Ihm eröffnet sich ein weiterer Horizont als den sogenannten «Praktikern», die nur ihr begrenztes Spezialgebiet im Auge haben und sich von ihren einmal angelernten Denkschablonen nicht lösen können. Die wahren Lebenspraktiker sind diejenigen, deren Vorstellungswelt nicht am Hergebrachten hängen bleibt, sondern sich den Entwicklungsnotwendigkeiten der Menschheit erschließt.

In der Richtung dieser Notwendigkeiten liegt an erster Stelle die Befreiung des Geisteslebens, vor allem des Unterrichts- und Bildungswesens, von staatlicher Lenkung und wirtschaftlicher Bevormundung. Nicht nur in den autoritär regierten Staaten, sondern auch in den parlamentarischen Demokratien des Westens gebietet der Staat über Schulen und Universitäten. Da er selbst immer stärker in Abhängigkeit von mächtigen Kapitalgruppen geraten ist, setzen sich deren Interessen auch auf diesem Gebiet durch. Von Amerika her kam die Forderung auf Rationalisierung des Schulunterrichts, der immer mehr auf die Anforderungen der Technik und ihrer Forschung abgestellt werden soll. Dem entsprechen bereits weitgehend die Unterrichtsmethoden. An Stelle der Lehrerpersönlichkeit tritt vielfach der Apparat mit Film, Fernsehen, vereinheitlichten Schulbüchern und Lehrplänen, standardisierten Prüfungen, Auslese durch den Computer. Die staatliche Bürokratie meint zugleich, der auf den Universitäten schwelenden Unruhe durch rücksichtslose Repression Herr zu werden, ohne an eine Behebung der tiefliegenden Ursachen zu denken.

Auf die dringende Zeitforderung, die Funktionen des Staates auf das Reinrechtliche zu beschränken, geht Rudolf Steiner insbesondere in zwei an die genannte Vortragsreihe anschließenden Einzelvorträgen ein, von denen der eine vor der Zürcher Studentenschaft gehalten wurde. Hier hatte *Roman Boos* (1889–1952) durch seine intensive Arbeit in den vorhergehenden Jahren das Feld bereitet. Auch vor den Studenten kennzeichnet Rudolf Steiner das Unheilvolle der Zentralisierung des gesamten Gesellschaftslebens im Staate, der seinerseits wiederum von der Industriemacht beherrscht wird. Während es in Wahrheit die Aufgabe des Staates wäre, die Gleichheit von Mensch zu Mensch rechtlich zu gewährleisten, macht er sich zum Werkzeug der Gewalt des Kapitalismus. *Gewalt ist aber dem Recht diametral entgegengesetzt*, heißt es hierzu.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Feststellung auf, welchen unheilvollen Grad die Vermengung politischer und industrieller Gewalt heute erreicht hat. Scheuen sich doch die verantwortlichen Regierenden nicht, den forcierten Bau von Atomkraftwerken, das Geschäft des Jahrhunderts, durch einen noch nicht dagewesenen massiven Polizeieinsatz zu decken. Fragwürdige Experten beteuern, daß mit der «friedlichen Nutzung der Atomenergie» absolut keine Gefahren verbunden seien, und eine willfährige Propaganda macht der Öffentlichkeit weis, der Widerstand der Bürgerinitiativen gegen dieses nichtswürdige Spiel sei das Werk der vielberufenen «Radikalen». Hier wirken Mächte in das Weltgeschehen hinein, die der Erdenmission durch eine vorzeitige Zerstörung des Planeten ein Ende bereiten wollen. Als Werkzeug dient ihnen eine entartete Sozialordnung, in welcher die Wirtschaft nicht mehr auf ihre eigentliche Aufgabe, nämlich die Bedarfsdeckung, ausgerichtet ist, sondern auf den Gewinn als reinen Selbstzweck, und in welcher sich der Staat den Profitinteressen mächtiger Industriezusammenballungen und der Autorität der diesen hörigen materialistischen Naturwissenschaft und Technik beugt.

Ebenso wie die tieferen Gründe, die zur ersten Weltkriegskatastrophe geführt haben, hat Rudolf Steiner zweifellos die verhängnisvollen Eventualitäten der kommenden Jahrzehnte durchschaut. Das Wissen darum, ein schmerzvolles Wissen, klingt in seinem Schlußwort zum letzten Vortrag des Bandes «Die soziale Frage» hindurch. Mit unerhörtem Kraftaufwand entwickelte er in den folgenden Monaten vor einer ständig wechselnden Hörerschaft, in öffentlichen Veranstaltungen, in Betriebsversammlungen, vor Studenten, auf Diskussionsabenden die Idee der Dreigliederung, kämpfte unermüdlich gegen Schlagworte und Phrasen an und suchte die Menschen aus ihrer Denkträgheit und Empfindungsstumpfheit aufzurütteln. Dabei wäre es ihm ein leichtes gewesen, suggestiv zu wirken; doch stets wandte er sich an die Vernunft und Einsicht der Hörer.

In die Zeit zwischen den in dem Band «Die soziale Frage» enthaltenen Vorträgen und der unter dem Titel «Soziale Zukunft» veröffentlichten Vortragsreihe fällt die Gründung der Freien Waldorfschule. Rudolf Steiner geht auf dieses Ereignis in seinem Vortrag über «Geistesfragen» ein: Nicht eine Normwissenschaft, sondern eine wahrhafte Menschheitskunst muß die Pädagogik der Zukunft werden. Sie soll auf einer Erkenntnis des ganzen Menschenwesens beruhen, die es ermöglicht, den Menschen so in das Leben hineinzustellen, daß er den sozialen Anforderungen der Zukunft gewachsen ist. Dazu ist der Homunkulus, zu dem ihn die heutige Staatspädagogik heranzüchtet, nicht in der Lage. Um der drohenden Entmenschlichung des Menschen entgegenzuwirken, bedarf es einer Erziehung und einer Gesellschaftsordnung, die ihm in seiner Totalität, also auch als geistigem und seelischem Wesen, gerecht wird.

Geistig-seelischer Natur ist der *Wille* des Menschen. Diese Tatsache ist von ausschlaggebender Bedeutung für den Begriff der Arbeit und deren Funktion im sozialen Organismus, in dem sie immer noch fälschlich als Ware rangiert. Daß der Wille unmittelbar als Geistig-Seelisches wirkt, hatte Rudolf Steiner bereits in seinem Buch «Von Seelenrätseln» aufgezeigt. Er widerspricht darin der hergebrachten naturwissenschaftlichen Anschauung, die bekanntlich das Vorhanden-

sein von zwei Arten von Nerven lehrt, den sensorischen oder Empfindungsnerven, die von den Sinnesendigungen zum Zentralnervensystem leiten, und den motorischen oder Bewegungsnerven, die vom Zentralnervensystem zu den Muskeln ziehen. Durch die letztgenannten soll der Mensch imstande sein, seine Glieder zu bewegen. Indessen legt Rudolf Steiner auch diesen Nerven sensorischen Charakter bei: Während die Empfindungsnerven von den Sinnen zum Zentralnervensystem gehen, um das wahrzunehmen, was die Sinne vermitteln, haben die motorischen Nerven die Aufgabe, die Bewegungsvorgänge im Menschen selber wahrzunehmen. Die heute geltende Einteilung wurde schon in älteren Mitgliedervorträgen als Hindernis für das Verstehen der seelisch-geistigen Natur des Menschen bezeichnet.*

Der Unglaube an das Geistige herrscht auch auf religiös-konfessionellem Gebiet, ja er hat von diesem sogar seinen Ausgang genommen. Religion ist eine Sache der Verehrung des Übersinnlichen, sagt Rudolf Steiner. Seinem innersten Wesen nach braucht der Mensch diese Verehrung, das Hinaufschauen zur geistig-göttlichen Welt. Die kirchlichen Konfessionen gebieten ihm aber, bestimmte Dogmen auf Autorität hin anzunehmen. Mögen diese Dogmen auch ursprünglich auf Einsichten in die geistige Welt zurückgehen, so entsprechen sie nicht mehr dem heutigen Bewußtsein. Dieses hat sich ja gegenüber dem Bewußtsein der griechisch-lateinischen Kulturepoche, in dem die Formen des Christentums festgelegt wurden, grundlegend geändert. Dadurch daß ihre Dogmen auf Autorität hin akzeptiert werden müssen, haben die religiösen Bekenntnisse etwas Außerliches angenommen und besitzen keine innere Tragkraft mehr. Sollten also die beamteten Vertreter des Kirchenglaubens nicht das höchste Interesse daran haben, wenn die religiösen Wahrheiten aus einer neuen, lebendigen Erkenntnis heraus zugänglich gemacht werden? Das Gegenteil ist der Fall. Sie fürchten für ihre Machtstellung und halten daran fest, daß die alten Formen und Dogmen für immer gelten sollen. Die Möglichkeit, es könne auch heute einen Zugang zum Geistig-Göttlichen geben, wird schroff zurückgewiesen. Die Wirklichkeit eines Göttlich-Geistigen überhaupt wird andererseits von einer einflußreichen theologischen Bewegung geleugnet. Sie spricht dem Christus die Gotteseigenschaft ab und legt die biblischen Urkunden äußerlich-trivial aus. Die erbittertste Gegnerschaft des Kirchen-Christentums aller Richtungen zog sich Rudolf Steiner gerade durch seine Mitteilungen über die übersinnliche Wesenheit des Christus zu, der in dem Menschen Jesus gelebt und im Mysterium von Golgatha der Menschheitsentwicklung ihren eigentlichen Sinn gegeben hat. In diesem Zusammenhang betont Rudolf Steiner, daß die anthroposophische Geisteswissenschaft nicht eine neue Religion begründen wolle; sie sei eine Wissenschaft, eine Erkenntnis. Für die Beziehung des Menschen zum Göttlichen erhebt sich unweigerlich die Notwendigkeit der Gedankenfreiheit, denn das religiöse Leben ist eine Angelegenheit der Individualität und nicht mehr die einer durch Autorität geführten Gruppe, wie dies noch dem abgelebten Bewußtsein vergangener Zeitalter angemessen war.

In einem neugestalteten Geistesleben wird auch die Kunst nicht mehr als das Anhängsel figurieren, das sie in unserer materialistisch-technischen Zivilisation

* Siehe Vortrag Berlin, 7. März 1911 in «Exkurse in das Gebiet des Markus-Evangelium», GA 124; Berlin, 23. Januar 1914, in «Der menschliche und kosmische Gedanke», GA 151.

darstellt. Sie wird vielmehr eine Verjüngung erfahren, die ihr auf neuer Stufe die einstige Bedeutung als eines Mittelpunktes des menschlich-sozialen Lebens wiedergeben wird. Auf zwei von ihm geschaffene Künste weist Rudolf Steiner hin: auf die Eurythmie und auf den im ersten Goetheanum verwirklichten neuen Baustil. Die Eurythmie charakterisiert er als eine «im allerbesten Sinne soziale Kunst», da sie die Geheimnisse des Menschen vermittelt und die in ihm veranlagten Bewegungen zum durchseelten Ausdruck bringt. Sie ist eine sichtbare Sprache, ausgeführt durch den ganzen Menschen, und unterscheidet sich völlig von allen Bewegungsformen, die aus einem bloßen Studium des physischen Gliederbaues hergeleitet sind. In den Ausführungen über die Architektur des ersten Goetheanum und die plastische Ausgestaltung seines Inneren wird auf das Organische eines aus dem Spirituellen erwachsenen Stils hingewiesen. Da ist nichts von Symbolik oder Allegorie zu finden; geistig Erlebtes ist in die unmittelbare künstlerische Form hineingeflossen. Das Goetheanum konnte nicht in irgend einem alten Stil gebaut werden, weil darin aus einem neuen Geist und nicht aus der Überlieferung und Konvention heraus gesprochen werden sollte. Aus seinen Wänden, seinen Säulen und Kapitälern sollte gleichsam widerklingen, was als geistige Erkenntnis verkündet und als eine aus dieser neu erstandenen Kunst verwirklicht wird.

Wenn Rudolf Steiner von der damaligen Kunstentwicklung im allgemeinen sagt, sie habe nichts mehr aus einer inneren Notwendigkeit heraus vor die Menschheit hinstellen, so haben sich auch hier die Dinge weiter zum Schlimmen entwickelt. Auf der Bühne, in der Musik, in der bildenden Kunst werden Produkte kalten Intellekts oder reiner Willkür, vielfach einfach auch des Bestrebens, sich originell zu geben, als Kunstschöpfungen hingestellt; mit Kunst aber haben sie nicht das geringste zu tun. Die Art, wie die künstlerische Sprache wieder ihren Eigenwert erhalten müsse, deutet Rudolf Steiner in einer der den Vorträgen jeweils folgenden Fragebeantwortungen an. Bei derselben Gelegenheit berührt er die neueren Bestrebungen in der Malerei, nämlich im Impressionismus und Expressionismus, über die er sich etwas modifiziert u. a. auch in einem Dornacher Vortrag vom 9. Juni 1923 geäußert hat.*

Immer wieder kommt auch in diesen Vorträgen der Charakter der Dreigliederungs-Idee als eines integrierenden Bestandteils der Anthroposophie zum Ausdruck. Als Beispiel seien abschließend seine Darlegungen über Egoismus und Liebe als die Grundelemente des sozialen Lebens genannt. Sie machen deutlich, wie abstrakt und phrasenhaft es ist, wenn davon gepredigt wird, der Egoismus müsse durch die Liebe überwunden werden. Der Egoismus, so wird dem entgegengehalten, beginnt beim Menschen ja schon mit seinen leiblichen Bedürfnissen. Gewiß kann er veredelt werden. Wer den Interessen seiner Mitmenschen echtes Verständnis entgegenbringt, wird im Leben anders handeln als jemand, der einen engen Horizont hat und sich nicht darum kümmert, was an Interessen in seiner menschlichen Umgebung lebt. Doch nicht nur die leiblichen Bedürfnisse, sondern manches, das aus den unbestimmten Untergründen des Menschenwesens hervorkommt, entspringt dem Egoismus. Dies gilt sogar für das künstlerische

* Sechster Vortrag in «Das Künstlerische in seiner Weltmission», GA 276.

Schaffen, das den Menschen, subjektiv gesehen, mit innerer Befriedigung erfüllt. Generell ist aller Egoismus darauf angewiesen, daß der Mensch mit anderen Menschen zusammenlebt und zusammenwirkt.

Auch auf die Zugehörigkeit des Menschen zur Familie, zum Stamm, zur Nation, in die er hineingeboren ist, erstreckt sich der Egoismus. Selbst die Mutterliebe ist durchaus auf Egoismus begründet, auch wenn sie sich als Tugend darlebt. Die Art und Weise, wie sich der Mensch im Volke, in der Nation wiederfindet, heißt es hierzu ungefähr wörtlich, ist ein Spiegelbild dessen, was egoistisch aus ihm hervorkommt. In den Jahrzehnten, die seit diesen Vorträgen vergangen sind, hat der nationale Egoismus über die ganze Erde hin neuen Auftrieb bekommen. Der Nationalismus ist vom Phantasieleben des Volkes durchströmt. Dies entspricht dem, was bei der einzelnen Persönlichkeit als künstlerisches Schaffen aus der Phantasie heraus geboren wird, und stellt die geistig höhere Ausbildung menschlicher Bedürfnisse dar.

Von ganz anderer Art als der Nationalismus, der aus der eigenen Natur, aus den Blutzusammenhängen heraus ersprießt, ist der Internationalismus. Rudolf Steiner vergleicht den Internationalismus, das Sichöffnen der Eigenart anderer Völker, mit dem Gefühl, mit dem wir in Liebe und Ehrfurcht der schönen Natur gegenüberstehen können. Während wir durch unsere Geburt ein Glied des eigenen Volkes sind, müssen wir andere Völker erst kennen und verstehen lernen. In dem Maße, in dem wir dies tun, werden wir die Menschheit in ihren verschiedenen Völkern auf ihren verschiedenen Gebieten verständnisvoll lieben können.

Im Wirtschaftsleben liegt dem Bedarf, der Konsumtion, der Egoismus zugrunde, der Produktion – so erstaunlich das angesichts der heutigen Gegebenheiten klingen mag – der Altruismus, die der Gesellschaft zugewendete Liebe. Den Ausgleich zwischen beiden zu schaffen, obliegt einer Güterzirkulation, in welcher die Vernunft anstelle des von Angebot und Nachfrage, das heißt praktisch vom Zufall abhängigen Marktes tritt.

Die neuere Wissenschaft enthält zwar internationale Elemente, hat sich aber außerstande gezeigt, ein internationales Leben zu begründen, das auch der dringenden Gegenwartsforderung gerecht werden könnte, die Nationalwirtschaften durch eine wirkliche Weltwirtschaft abzulösen. Gestaltend in das soziale Leben sowie in die Beziehung der Völker untereinander einzugreifen wird erst möglich sein, wenn sich eine genügende Anzahl von Menschen die Einsichten zu eigen macht, die aus der Geisteswissenschaft gewonnen werden können.

Wolfram Grodeck

**BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE
VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV
DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG, DORNACH**

Heft Nr. 61/62 Ostern 1978

<i>Wolfram Groddeck</i> : Rudolf Steiner und der menschheitliche Impuls Goethes. Zum Inhalt des Heftes	1
Rudolf Steiner: Die Frau im Lichte der Goetheschen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Frauenfrage. Stenographische Notizbucheintragungen zu einem Vortrag vom 29. Dezember 1889 in Hermannstadt (Nb. 37). Mit einer Vorbemerkung und Hinweisen von Günther Frenz	5
Ein Beitrag zur Wiederbelebung des «versunkenen Geisteslebens». Aus: «Der Goetheanumgedanke inmitten der Kulturkrise der Gegenwart. Gesammelte Aufsätze 1921–25». GA 36	17
<i>Karl Julius Schröer</i> : Vorwort zu der Schrift «Goethe und die Liebe». Mit Schröers Anmerkungen im Anhang	19
<i>C. S. Picht</i> : Karl Julius Schröer	28
Rudolf Steiner: Fragmentarisches in der Dichtung Goethes	32
<i>Marie Groddeck</i> : Rudolf Steiner, der Erbauer des Goetheanum	39
Zu neuen Bänden der Rudolf Steiner Gesamtausgabe: Die soziale Frage – Soziale Zukunft	48

Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners leicht verkleinert reproduziert.

Herausgeber: Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung, CH-4143 Dornach, Rudolf Steiner-Halde. – *Redaktion*: Wolfram Groddeck. – *Administration*: Rudolf Steiner Verlag, CH-4143 Dornach, Haus Duldeck. *Konten*: Postcheckkonto Basel 40-13768. Für Deutschland: Postcheckkonto Karlsruhe 70196-757; Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 5574 967. *Druck und Versand*: Zbinden Druck und Verlag AG, CH-4006 Basel, St. Albanvorstadt 16. – Preis des Einzelheftes (ab Heft 57) Fr. 6.–/DM 6.50, des Doppelheftes Fr. 12.–/DM 13.–, jeweils zuzüglich Porto. Im Abonnement für jeweils 4 Hefte Fr. 22.–/DM 24.– zuzüglich Porto. Zahlungen erst nach Erhalt der Rechnungen, keine Vorauszahlungen.